

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

13. (5. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

### 13. (5. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. November 1903, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIX her.

#### A. Allgemeines.

I. Bildnis-Album der Brandenburgia. Unser Ausschussmitglied Herr Carl Burkhardt hat sich zur Pflege unseres Bildnis-Albums freundlichst erboten. Die Mitglieder, welche ihr photographisches Bild in Visitenkarten- oder Kabinet-Format noch nicht gestiftet haben, werden gebeten, dasselbe dem Herrn Pfleger recht bald gefälligst zugehen zu lassen.

II. Förderung stilgerechter Landhaus- und Bürgerhaus-Bauten im Interesse der Heimatkunde und Heimatpflege.

Im August 1899 hatte der Regierungspräsident zu Coblenz durch eine Verfügung darauf aufmerksam gemacht, wie notwendig es sei, bei Neubauten auf das Landschaftsbild Rücksicht zu nehmen, insbesondere die Landhäuser und Bürgerhäuser in dasselbe stilgerecht einzufügen. In diesem dankenswerten Erlass befinden sich folgende zu beherzigende Stellen.

„Es ist Pflicht der zuständigen Behörden, den Korporationen und Privatbesitzern gegenüber, welche aus Unkenntnis oder nicht genügender Würdigung der beregten Interessen das schöne Rheinbild, sei es durch Ausführung veranstaltender Neu- und Umbauten, durch Abbruch oder Verdeckung alter interessanter Bauwerke, durch Anlage von Steinbrüchen, gewerblicher Anlagen u. s. w. stören könnten, ihren Einfluss in den zulässigen Grenzen geltend zu machen . . . Insbesondere ist bezüglich der Wohnhausbauten

zu bemerken, dass der künstlerische Wert und der Reiz eines Gebäudes nicht etwa durch kostbares Material, reiche Gliederung der Formen und durch auswendigen Flächenschmuck erreicht wird, dass sich vielmehr durch sachkundige Behandlung und Anlehnung an alte gute Vorbilder mit den sparsamsten Mitteln gute Erfolge erzielen lassen. Bei ungegliederten Wänden aus unansehnlichem Baustoff, wie Schiefergestein, Schwemmsteinen oder Feldbrand- und Hintermauerungsziegeln ist vielfach ein Verputz ratsam; namentlich ist darauf hinzuwirken, dass das Schwemmsteinmaterial wegen seiner geradezu verletzenden Wirkung in farblicher Hinsicht möglichst wenig in die Erscheinung tritt. Auch geeigneter Anstrich des Putzes, verschiedenartige Färbung der Mauerflächen, Fensterumrahmungen und Fensterläden wird dazu beitragen, die Fassaden wirksamer und malerischer zu gestalten.

Durch geschicktes Angliedern von Türmchen, Erkern, Vermeiden flacher Dächer, Bevorzugung des heimischen, für die Landschaft charakteristischen Schiefers, Anbringen von Dachgaupen, malerische Gruppierung der Dächer, durch die Anordnung von Freitreppen und Vorlauben lässt sich ohne grossen Mehrkostenaufwand leicht ein gefälliges Aussehen erzielen. Der verhältnismässig billigere Fachwerkbau verdient, soweit er baupolizeilich zulässig ist, wieder eine grössere Berücksichtigung entweder als reiner Fachwerkbau oder in Verbindung mit massiven Bauteilen. Irgend eines dieser Mittel wird bei kleineren Bauten meist genügen . . .

Selbstverständlich sollen, worauf ausdrücklich hinzuweisen ist, für die Mitwirkung der diesseitigen bautechnischen Organe den Bauherren keine Kosten entstehen.

Im Anschlusse an diese Verfügung hat der Regierungspräsident zu Trier, in dessen Bereich die an charakteristischen Landschaftsbildern besonders reichen Thäler der Mosel, Saar, Sauer, Nahe und Kyll liegen, Anfang 1902 die ihm unterstellten Behörden gleichfalls angewiesen nach Kräften in dieser Richtung zu wirken, besonders bei den seitens der Kreise, der Civil- und Kirchengemeinden zu errichtenden Bauten und Unternehmungen, für welche staatliche oder provinzielle Beihilfen erbeten werden.

Auf Anregung des Vereins von Kunstfreunden in Lübeck hat die neue Bauordnung für Lübeck und Vororte am 25. Juni 1903 Anordnungen erlassen, worin folgendes bestimmt wird.

„Neu-, An- und Umbauten sowie sonstige neu herzustellende bauliche Anlagen müssen an allen von öffentlichen Verkehrswegen und Plätzen aus sichtbaren Seiten architektonisch so ausgebildet werden, dass sie weder das Strassenbild oder die landschaftliche Umgebung verunstalten, noch die Erscheinung vorhandener, insbesondere historischer Bauten wesentlich beeinträchtigen“, und „Reklameschilder, Aufschriften und sonstige Vorrichtungen zu Reklamezwecken, sowie Bemalungen, welche das Strassenbild oder die landschaftliche Umgebung verunstalten oder die Erscheinung vorhandener, insbesondere historischer Bauten wesentlich beeinträchtigen, sind untersagt.“

Einen weiteren dankenswerten Schritt auf diesem Wege bezeichnet der Erlass des Reg.-Präsidenten zu Trier vom 10. Mai d. J. Darin heisst es:

„Bei Bauern- und Bürgerhäusern in kleineren Orten ist häufig eine unzweckmässige Bauweise und eine, das Strassenbild oft geradezu verunstaltende Ausbildung der Fassade zu beobachten. Der Grund hierfür dürfte nicht in letzter Linie darin zu suchen sein, dass es denjenigen Bauunternehmern und Maurermeistern, auf welche die Baulustigen durchweg angewiesen sind, an Gelegenheit fehlt, ihren Geschmack zu bilden und zu lernen, wie sich eine praktische Raumverteilung mit einem gefälligen Äusseren vereinigen lässt. Eine Besserung möchte vielleicht zu erreichen sein, wenn für den Bau von Bauernhäusern und kleineren Bürgerhäusern Vorbilder zugänglich gemacht würden, die unter voller Beobachtung der Vorschriften der Bauordnungen gut disponierte Grundrisse und einfache, gefällig gegliederte Fassaden aufweisen.“

Das Zentralblatt für das deutsche Baugewerbe vom 15. Juli 1903, dem wir diese Mitteilungen entlehnen, fügt hinzu:

„Freilich darf nicht verkannt werden, dass es nicht so leicht sein dürfte, selbst durch mustergültige Vorbilder geschmackvolle Ausführungen herbeizuführen, wenn nicht der befähigte Urheber der Vorlage auch deren Umarbeitung und Anpassung in die Hand nehmen kann, denn von denjenigen Baugewerken, deren höchster Stolz die sinnlose Nachäffung grossstädtischer Stuck- und Verblenderfassaden ist, kann man eine richtig empfundene Ausführung einer noch so vorzüglichen Skizze sicher nicht erwarten.

Trotzdem muss, wenn überhaupt etwas erreicht werden soll, auf diesem Wege fortgeschritten werden. So hat der Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde in Neuengamme vor kurzem durch einen Wettbewerb (vergl. S. 135) recht ansprechende und zweckmässige Entwürfe für Einfamilienhäuser in der überlieferten Vierländer Bauweise gewonnen. Er hat dabei aber zugleich sich bereit erklärt, die Übertragung der Ausführungszeichnungen an den Urheber des zu benutzenden Entwurfes zu befürworten und hat ferner Preise im Betrage von 300, 200 und 150 Mk., bestehend aus Einrichtungsgegenständen in Vierländer Art, ausgesetzt für diejenigen Besitzer, welche zuerst nach den kostenlos zur Verfügung gestellten, preisgekrönten Entwürfen neu bauen lassen. Gewiss ein äusserst zweckmässiges und verständnisvolles Vorgehen, das allerwärts Nachahmung verdiente.

Aber auch kleinere Aufgaben, die zur Vervollständigung dieser Bestrebungen wesentlich beitragen würden, harren überall in grosser Zahl der Lösung. Wir greifen nur eine heraus, die sich als Gegenstand eines Wettbewerbs für alle kleinen Landstädtchen vorzüglich eignen würde und deren Aufnahme jedem Kunstfreund, der z. B. durch die alten Landstädtchen der Mark wandert, besonders wünschenswert erscheint: der einfache, aber geschmackvolle und sachgemässe Anstrich — nicht eine mit allerhand unverstandenen Schnörkelkram verunstaltete Bemalung — der alten in ihrer Schlichtheit so anziehenden Fachwerkhäuser, bei denen nur das Holzwerk in entsprechender Weise abgesetzt zu werden braucht, um dem Strassenbilde

einen von den jetzigen Bewohnern ungeahnten Reiz zu verleihen. Jede Stadtverwaltung könnte ohne Schwierigkeit nach dem Vorbilde des Vereins für Vierländer Kunst einige Preise für die beste derartige Instandsetzung alter Fachwerkbauten aussetzen, die gar nicht hoch zu sein brauchen, um doch schon einen erheblichen Teil der an sich so geringfügigen Mehrkosten auszumachen. Die Landeskonservatoren und die übrigen sachverständigen Organe der Denkmalspflege würden gewiss gern ihre Unterstützung zur erfolgreichen Durchführung derartiger Bestrebungen gewähren.<sup>4</sup>

Wir sind für diese Mitteilungen des Redakteurs genannten geachteten Organs, des Herrn Carl Zetsche, von unserem heimatlichen Standpunkte aus sehr dankbar und wünschen lebhaft, dass ähnliche Bestrebungen zur Gewinnung geeigneter Bauentwürfe, die sich in die Landhaus-Bezirke und in das weitere Landschaftsbild vorteilhaft einpassen, zunächst für Berlins Vororte und die weitere Umgebung an der Havel, Spree und Dahme ins Leben gerufen werden. Selbstverständlich gilt dasselbe aber auch für unsere gesamte Provinz Brandenburg in entsprechender Weise.

### B. Persönliches.

III. Unser braver Märkischer Volksdichter, Vorschullehrer am Andreas-Realgymnasium Herr Hermann Graebke, Müncheberger Strasse 34, hat sich für die ihm zum 1. April d. J. (XII. S. 157) dargebrachten Glückwünsche auf das freundlichste bedankt.

Ich benutze gern die Gelegenheit, um auf zwei ansprechende Gedichtsammlungen unseres Prignitzer Landsmanns hinzuweisen: a) Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer. (Zürich, Verlag von Caesar Schmidt 1896.) 50 meist launige und muntere Lieder und Gedichte, von denen manche Fritz Reuterscher Dichtung an die Seite gestellt werden mögen, so dass Verfasser mit Fug und Recht annehmen kann, dass sein Wunsch am Schluss des Vorworts erfüllt werde: „Den Wunsch öwerst mütt ik doch noch utspreken, dat mien Book een fründlich Upnohm un een nohsichtig Beurteilung finden mücht.“ — b) Prignitzer Vogelstimmen. (Berlin, Meyer & Wunder Heimatverlag 1902.) 37 ähnliche Lieder.

Von einem Wanderlied setze ich noch eine Probe hierher:

Wenn de Dauwind weiht,  
 Un de Snee vergeiht,  
 Un de Sünn süggt weg de Winterspur  
 Denn holl ik't nich ut  
 In de Stuw, mütt rut  
 In uns Herrgott sien upwokt Natur.  
 Ach, de Fröhlings tied  
 Is de Wannertied,  
 Is de wunnerschöne Wannertied.

Wenn de Wald werd grön,  
 Feld und Wischen blöhn,  
 Un de Eer treckt an een neu Gewand,  
 Denn rögt in de Bost  
 Noh dem Winterfrost  
 Sich de Lust, to wannern dörch dat Land.  
 Ach, de Fröhlingsied  
 Is de Wannertied,  
 Is de wunnerschöne Wannertied.

Graebke gehört unter den leider wenigen märkischen Plattdeutsch-Dichtern zu den besten, er beherrscht den Dialekt [vollkommen und weiss ihn geschickt in anmutiger Weise zu verwenden. Möchten sich doch innerhalb der Brandenburgia und ausserhalb derselben viele, recht viele Heimatfreundliche finden, welche sich diesen Schatz echter natürlicher Volksdichtung zu eigen machen.

### C. Naturgeschichtliches.

IV. Der grosse Staubfall von 1901 und das Lössproblem. In diesem interessanten Aufsatz von Professor Johannes Walther (Naturwiss. Wochenschrift Nr. 51 vom Jahre 1903, Bl. 603 ff.) wird das in der Brandenburgia (X. 16—20; XI. 21 u. 65) wiederholt besprochene Phänomen von massenhaftem Staubbiederschlag aus dem Saharagebiet zu Anfang März 1901, welcher auch in und bei Berlin beobachtet worden ist, im Zusammenhang mit der Entstehung jener mehlfeinen erdigen Niederschläge in Verbindung gebracht, die man als Löss zu bezeichnen pflegt. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, dass die Anfangsstadien in der Bildung des Löss, d. h. die geologische Abtragung, Saigerung und Sortierung des feinkörnigen Materials ebenso wie sein Transport ein rein äolisches Phänomen sind, und dass wir die von Tutlowski aufgestellte Annahme einer Deflations- (Abblasungs-) Zone als Ursprungsgebiet des Lössmaterials für durchaus begründet halten müssen.

Dagegen zeigt der berühmte Staubfall von 1901, dass der Lössstaub nach kurzem oder längerem Transport in dreifach verschiedener Weise wieder zum Absatz kam.

Ein Teil des Staubes fällt aus der trockenen Luft zu Boden. In diesem Fall ist das äolisch begonnene Phänomen auch auf äolischem Wege zu Ende gebracht. (S. 605.)

Ein anderer Teil wird als Blutregen von den atmosphärischen Niederschlägen herabgefördert, und da das Material des Staubes durch den Transport in der Luft eine sehr gleichartige, feinstaubige Beschaffenheit erhalten hat, wird aus den Rinnsalen des Blutregens, wenn sie sich auch in grösserer Zahl vereinigen, doch nur ein homogener Brei ohne deutliche Schichtung abgesetzt werden. In Transkaspien hat der Verfasser

etwa 10 m hohe Lösswände gesehen, in denen er zwar keine Schichtung beobachtete, wohl aber einige Zungen von grobem Kalkgeröll, das unmöglich vom Wind befördert werden konnte, also beweist, dass ein Teil des umhüllenden Löss aus fließendem Wasser abgesetzt wurde. Diese Kalkkonkretionen entsprechen anscheinend unseren heimatlichen bekannten sogen. Lösskindeln und Lösspüppchen, zu deren Bildung selbstverständlich Wasser benötigt wird.

Andere Mengen des Staubes gelangen sogar durch Schneeflocken zur Erde, und wiederum wird bei dem Tauen derselben ein ungeschichteter Schlamm zurückgelassen, wie man das an den Staubmassen, die sich auf Schneefeldern im Hochgebirge ablagern, ebenfalls beobachten kann.

In diesen beiden letzt erörterten Kategorien spielt also bei der Bildung des Löss, d. h. bei seiner Ablagerung, das Wasser eine sehr massgebende Rolle, und ähnliche Verhältnisse mögen wohl auch nach Schluss der grossen Vereisung bei uns geherrscht haben. Ein kontinentales Klima mit starken Stürmen, mit einer hohen Temperatur und Lufttrockenheit während des Sommers, welche hinreichte, um die verstreut herumliegenden Knollensteine mit dem spiegelnden Wüstenlack der braunen Schutzrinde zu überziehen, — mit Stürmen, welche riesige Mengen von Staub emporhoben und die mit den schwereren Sandkörnern Dreikanter, blatternarbige Sandschliffe und glattpolierte Felsen erzeugten, aber während des Winterhalbjahres mit Regengüssen und starken Schneefällen, welche bei dem Niederschlag des äolischen Staubes eine wichtige Rolle spielen mussten — das waren die Umstände, unter denen sich mehrere diluviale Lösslager leicht bilden konnten.

V. Das neue Leitungswasser der Stadt Berlin hat uns schon in der Sitzung vom 23. September d. J. beschäftigt. Hieran anschliessend möchte ich das kurz mitteilen, was der Direktor der Städt. Wasserwerke Herr Beer in der November-Sitzung des Berliner Architekten-Vereins über die beabsichtigte Wasserversorgung der Stadt Berlin mit Grundwasser vortrug. Der Bedarf der Stadt Berlin aus der allgemeinen Wasserleitung beträgt augenblicklich 240 000 Kubikmeter pro Maximaltag, wird sich aber im Laufe der Jahre bis auf zirka 400 000 Kubikmeter pro Tag heben. Nach bisherigen Erfahrungen musste man annehmen, dass es nicht angängig sei, ein qualitativ und quantitativ genügendes Wasser aus dem Untergrunde zu beschaffen, und wurde daher Berlin bisher mit filtriertem Flusswasser versorgt. Allerdings war 1876 in der Nähe des Tegeler Sees ein Brunnenwasserwerk mit einer Leistungsfähigkeit von 40 000 Kubikmetern pro Tag erbaut, jedoch musste dasselbe im Jahre 1883 als solches wieder aufgegeben und in ein Flusswasserwerk umgebaut werden, weil das Wasser durch das Auftreten der *Crenothrix polyspora* vollkommen verschmutzt war. Langjährige

Untersuchungen haben ergeben, dass der eigentliche Träger der Verschmutzung das im Wasser enthaltene Eisenoxydul ist, welches durch Zuführung von Luft und Filtration leicht beseitigt werden kann. Später wurde das Wasserwerk am Tegeler See auf eine Leistung von 90 000 Kubikmeter pro Tag erweitert und ein Werk am Müggelsee mit einer Leistung von 130 000 Kubikmetern pro Tag erbaut. Da nun die Reinhaltung der Flüsse mit Rücksicht auf die stetig wachsende Schifffahrt und die Abführung von Fabrik- und Kanalwässern immer schwieriger wird, wurden die Untersuchungen betreffs Quantität des vorhandenen Grundwassers von neuem aufgenommen. Auf Grund der Feststellungen der geologischen Landesanstalt, wonach in der Vorzeit die Täler der Oder beziehungsweise der Weichsel sich da befunden haben, wo heute die Spree beziehungsweise die Havel fließen, wurden neue Bohrversuche und Probepumpungen vorgenommen, welche ergaben, dass es möglich ist, in der Nähe der bestehenden Werke unter Beibehaltung der vorhandenen Maschinen- und Filteranlagen Grundwasser für einen Bedarf von 250 000 Kubikmeter pro Tag zu beschaffen, und dass auch für die weitere Entwicklung Berlins genügendes Grundwasser vorhanden ist. Der Gehalt an Eisen in dem sonst sehr guten Wasser wird durch Rieseler beseitigt, welche Direktor Beer, abweichend von den bisher üblichen Konstruktionen, aus Holzbrettern hergestellt hat. Diese Rieseler, in welchen die Berührung des Sauerstoffes mit dem Wasser eine sehr innige ist, haben den Vorzug, dass sie von allen Seiten zugänglich und leicht zu reinigen sind. Der Effekt in ihnen ist ein sehr guter, sodass sie jetzt bereits in anderen Städten, z. B. Posen, nachgebaut werden. Nach Umbau sämtlicher Werke — Tegel ist bereits im Betriebe — wird das Wasser aus 470 etwa 50 Meter tiefen Brunnen entnommen werden, welche hier zum ersten Male aus Mannesmannröhren und mit herausnehmbaren Filtern hergestellt sind. Direktor Beer schloss seinen Vortrag mit Erläuterungen der Einzelheiten, speziell der grossen Sammelbrunnen und der Saugleitungen, an welche die Brunnen gruppenweise angeschlossen sind, um eine Garantie für vollkommene Betriebssicherheit der Anlage zu haben. Bei der sich anschliessenden lebhaften Diskussion wurde unter anderem die Frage aufgeworfen, ob die Absicht bestanden habe, die Stadt Berlin vom Harz her mit Quellwasser zu versorgen. Diese Frage wurde verneint, da, abgesehen von allen sonstigen Schwierigkeiten, die Rohrleitungen allein schon zirka 80 Millionen Mark gekostet haben würden.

VI. Bernsteinfunde sind beim Bau des Teltow-Kanals fast auf der ganzen Strecke im Laufe der letzten zwei Jahre gemacht worden, darunter solche bis 250 g Gewicht bei Britz und am Griebnitzsee. Ich lege heute eine kleine Probe aus der Gegend der Baumschulen unseres Mitgliedes Ökonomierat Späth in Rixdorf-Britz vor, kleine Stücke bis



zur Grösse einer Wallnuss von unserem Mitgliede A. Grunow freundlichst mitgeteilt, dgl. ein 25 g schweres schönes Stück, welches bei dem Bau des neuen Stichkanals nahe der Nedlitzer Brücke nördlich Potsdam ausgegraben ist, übergeben von unserem Mitgliede H. Maurer. Die Bernsteinfunde sind durchgängig im weisslichen Talsande gemacht, oft nesterweise mit Rollholz vermischt, das aber nicht etwa Holz der Bernsteinfichte (*Pinus succinifer*) ist, sondern von leichteren, schwimmenden Partien unserer miocänen Braunkohle herrührt.

Einen schönen dergl. Fund, über 1000 Stück Bernstein mit vielem Rollholz, besitzt das Märkische Museum, herrührend von den Fundamentierungsarbeiten des Reichstagsgebäudes nahe der Sommerstrasse hierselbst.

VII. Irrlichter — brennende Brunnen und Verwandtes. Das anregende Thema der Irrlichter ist in der *Brandenburgia* öfters berührt worden, allerdings mehr nach der volkskundlichen Seite hin,\*) nach der naturwissenschaftlichen, insbesondere chemischen Seite hin bietet es noch viele Schwierigkeiten, und ist gerade hier die Zahl der Widersprechenden eine grosse. Wie sollen die in nassem, moorigem Boden sich entwickelnden brennbaren Sumpfgase sich entzünden? Wie ist das Hin- und Herhüpfen der Flämmchen, ihr Erlöschen und Wiederaufleuchten zu erklären? Spielt hier nicht die besonders nachts auf dem Heimwege von der Dorfschenke oder von den Gevattern durch die Spirituosen leicht erregte Phantasie und der altüberkommene suggestive Volksglaube mit? Liegt nicht eine Verwechslung mit den Glühwürmchen, mit gewissen leuchtenden Regenwürmern, mit dem Leuchten des Mulms alter Weiden und Pappeln oder eine Verwechslung mit elektrischen Erscheinungen vor, zumal das Irrlichterwesen gerade in gewitterschwülen Nächten besonders häufig beobachtet werden soll?

Bezüglich des Phänomens der „brennenden Brunnen“, das in gewisse Beziehung zu den Irrlichtern gebracht zu werden pflegt, haftet mir eine Kindheitsüberlieferung aus dem Jahre 1855 in der Erinnerung. In der Karlstrasse 32 zu Berlin, Nordseite, östliche Seite der Panke, stand an dieser mit der Seitenfront ein Haus mit einem Brunnen, dessen Wasser, wenn gepumpt wurde, sobald man ein brennendes Licht oder Schwefelholz daran hielt, scheinbar brannte. Es handelte sich um einen verjauchten Hausbrunnen, in dessen Wasser aus verwesenden organischen Resten sich Schwefelwasserstoffgas entwickelte, welches durch das Spiel der Ventile beim Pumpen mit dem Wasser zum Austritt gelangte und deshalb, wie ich selbst gesehen, mit einer schwachen Flamme, die nach einer Weile erlosch, zu brennen schien. Die Sache erregte damals

\*) C. Bolle: IV. 132; W. v. Schulenburg: V. 462 — 479 und XII. 274; H. Seide: VI. 156.

grosses Aufsehen, der berühmte Mikroskopiker Prof. Dr. Ehrenberg untersuchte das Wasser sowie zugehörige Bodenproben und brachte das Phänomen mit den von ihm entdeckten und beschriebenen Infusorien- (Diatomeen-) Lagern in Verbindung. Zufällig herrschte zur Zeit die asiatische Cholera, man nahm an — obwohl man vom Cholera-Bazillus damals noch nichts wusste — dass das Wasser dieses brennenden Brunnens, zumal in nächster Nachbarschaft ein Major Teichert mit seinen Angehörigen, desgleichen ein Schlächtermeister mit seiner gesamten Familie in kürzester Frist an der mörderischen Seuche gestorben war — die letztere verbreite und schloss den Brunnen polizeilich, der dem Besitzer manchen Taler eingebracht hatte, da das „Brennen“ gegen Entrichtung eines kleinen Trinkgeldes gezeigt wurde.

Viele Landleute sind von den eigentlichen Irrlichtern (Irrwischen) fest überzeugt. Bei den Museums-Pflegschaftsfahrten bringe ich mitunter auf Irrlichter und Irrwische bezügliche Anfragen vor; so wurde mir von dem meinerseits in der vorigen Sitzung (vgl. die Mitteilungen über den Hamster und den Fischotter) erwähnten Herrn Amtsvorsteher Wörmann in Vehlefanzen (Burg) mitgeteilt, dass er in der langen Zeit seiner Pachtung nur einmal auf den Wiesen nahe der Burg habe ein Irrlicht tanzen sehen, er könne dieses aber bestimmt versichern.

Hier handelt es um den Irrwisch d. h. um einen umherirrenden Feuerbrand; um im Freien zu leuchten, steckte man einen in Pech oder dgl. getauchten auf einem Stiel befestigten Strohwisch an und trug ihn herum. (Vgl. Grimm, Wörterbuch 4, 2. S. 2180). Damit vergleicht das Volk das gleichsam herumirrende Sumpflicht. Es ist dem Volksglauben nach ein ruheloses Gespenst. In solchem Sinne sagt Gellert 1, 275:

Nein, Kunz, nein sag ich! nimmermehr!  
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.  
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,  
Muss die Gespenster besser kennen.

Von dem eigentlichen Irrlicht erzählt derselbe Leipziger Oden- und Fabeldichter:

Doch, Bruder, wenn ich die Natur,  
Und was ein Irrlicht sagen wollte,  
Nur einmal recht verstehen sollte!  
Studierte nennen es die Dunst,  
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.  
Ist's wahr, dass Du kein Irrlicht kennst,  
Und bist schon nah' an dreissig Jahre?  
Ein Irrlicht, dass mich Gott bewahre!  
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Und Jean Paul im Titan 2, 88 sagt, ebenfalls in übertragener Bedeutung:

„Lache dann nicht mehr so grimmig, dass die Menschen Irrlichter sind; gleich Irrlichtern brennen und fliegen wir fort im regnenden Sturm der Zeit.“

Deutlich malt J. H. Voss 6, 197 das Irrlicht als Gespenst:

Dann zehend aus bemaltem Glas  
 Braun Doppelbier, erzählt man was . . .  
 Der meldet, wie er dort und da  
 Des Tückebolds Irrlichtchen sah,  
 Der, als ein Mönch in haarnem Tuch  
 Am Moor die Blendlaterne trug.

Unser geschätztes Mitglied Herr Postrat a. D. Steinhardt teilt der Brandenburgia über eine Irrlicht-Beobachtung folgendes mit.

Die Umgegend von Treuenbrietzen ist nicht arm an feuchten Niederungen, nassen Wiesen, Torf- und Moorgründen, überhaupt an solchen Örtlichkeiten, wo Irrlichter aufzutreten pflegen, es ist hier aber nur ein einziger Fall der Beobachtung eines Irrlichts bekannt geworden und auch dieser datiert aus dem Jahre 1859 oder 60. Der Altmeister der Treuenbrietzener Schlächterinnung, Meister C. Ruhle berichtet darüber:

Es war im Oktober und ich sollte zum Vieh-Einkauf nach dem Fläming hinaufgehen. Um 2 Uhr morgens brach ich auf — zu Fuss. Meinen Hund hatte ich bei mir. Zwischen 3 und 4 Uhr, es war stockfinster, war ich auf der Niemecker Landstrasse halbwegs zwischen Treuenbrietzen und Haseloff an der Stelle angekommen, wo jetzt das Chausseehaus steht und die Wege nach Niemeck und Belzig sich trennen. Hier zieht sich der „schwarze Grund“ als eine flache Senke von der Talmulde des Nicheler Baches quer über den Weg in der Richtung auf Rietz hin. Zwischen dem schwarzen Grund und Haseloff sah ich die Lichterscheinung als ein plötzliches Aufleuchten, eine Helle ohne Flamme oder Feuer, deren Schein sich rückwärts von mir bemerklich machte. Ich sah mich um und bemerkte nun über der Niederung des schwarzen Grundes, von Nichel herkommend, ein helles weisses Licht, wie das einer hell brennenden Kutscherlaterne, ja fast noch heller als ein solches Laternenlicht, aber es war keine Flamme zu sehen, das Licht strahlte auch nicht, es verbreitete nur einen hellen Schein. Es bewegte sich von Nichel herkommend den Haseloffer Weg herauf als ob eine Kutsche so führe. Nach einer Weile änderte es sich und sah aus wie das Licht einer rotglimmernden Zigarre und als es in meine Nähe gekommen war, erschien es nur noch matt und ganz klein, wie das Licht einer verlöschenden Nachtlampe und hatte einen bläulichen Schein. So folgte es mir eine ganze Weile, auf Armeslänge an meiner rechten Seite in Augenhöhe mit mir wandernd. Ging ich schneller, so bewegte sich auch das Lichtchen schneller, und wenn ich langsamer ging, folgte auch das schwache Licht langsamer. — Der Hund, sonst böse und scharf, war ängstlich; er bellte nicht und schmiegte sich an meine Beine. Das Licht folgte mir bis an die Schmiede von Haseloff, die etwas abseits vom Dorfe am Wege steht. Dort blieb ich stehen

und stellte mich an die Giebelwand der Schmiede, worauf sich das Licht in der Richtung auf Grabow hin, nach der Werbiger Heide hinzog, als ob es zu seinem Ausgangspunkte nach Nichel zurückwollte. Je weiter es sich entfernte, um so grösser und heller erschien es, doch nicht ganz so gross und hell wie zu Anfang der Erscheinung; dabei bewegte es sich wie ein Licht, das von jemandem getragen wird, leicht hüpfend. Es war noch immer ganz finster und etwas Nebel in der Luft. Ich ging nun zum Schmied und erzählte ihm was ich gesehen. Der sagte mir: „Das thut Einem nichts, das ‚hat‘ mir schon oft begegnet.“

Die ganze Dauer der Lichterscheinung schätze ich auf  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{3}{4}$  Stunde; während dieser Zeit war es völlig windstill. Nachher, gegen Tagesanbruch fing es an zu regnen.

Der Boden des schwarzen Grundes ist trocken, wenigstens an der Oberfläche; es ist Sand- und Lehmboden, mit Heidekraut und etwas Stangenholz bestanden, zum Teil auch Ackerland. Nach dem Nicheler Fliess hin ist der Boden sumpfig.

Ich habe von anderen nie etwas über eine ähnliche Beobachtung gehört; vom schwarzen Grund aber heisst es, dass es dort spukt. So erzählte mir mein Grossvater, er habe einmal nachts drei Kutschen dort durch das Getreide fahren sehen, aber anderen Tags beim Nachsuchen keine Radspuren finden können. Und als ich ihm mein Erlebnis mit dem Licht erzählte, sagte er bloss: „Na da siehste, dass es da nich richtig is!“

Es mag ja sein, dass wenn jemand Abends mit der Laterne etwas sucht, dies wie eine Irrlichterscheinung aussehen mag. Bei meinem Erlebnis kann aber von einer ähnlichen oder überhaupt von einer Täuschung keine Rede sein.

So weit Herr Steinhardt bezw. Herr Ruble. Dass es sich hier recht eigentlich um den überkommenen suggerierenden Gespensterglauben handelt — auch der Hund sieht die Geister — liegt auf der Hand. Auch in Irland, dessen unermessliche sumpfige und torfige Gelände ich bereist, laufen dergl. grauliche Gespenster-Erscheinungen vielfach um. Paddy\*), überhaupt schon mit einer exaltierten Phantasie von Mutternatur ausgestattet, sieht beim Nachhausewanken unter dem Einfluss des reichlich genossenen Whisky häufig Irrlichter im Moor-Nebel hüpfen; eigentlich tanzen sie in seinem benebelten Gehirn.

Vielleicht sind unsere Mitglieder und Freunde in der Lage uns über Irrlichter und Irrwische noch anderweitig Angaben zu machen.

\*) Paddy oder Pad Spitzname des Iren; Whisky ist der aus Roggen oder Gerste oder Kartoffel bereitete Schnaps, wahrscheinlich aus dem Gälischen *uisgebeatha* abgeleitet, Nationalgetränk der Bewohner der Grünen Insel Erin.

Ich schliesse für heut etwas skeptisch mit den Worten des alten Andreas Gryphius von 1698:

Ein Irrlicht ist's, was euch, o Sterbliche! verführet!  
Ein töricht Rasen, das den Sinn berühret.

VIII. G. Pinkenburg, Stadtbauinspektor in Berlin: Der Lärm in den Städten und seine Verhinderung. Mit 11 Abbild. Besonderer Abdruck aus dem Handbuch der Hygiene, herausg. von Dr. Theodor Weyl, Jena 1903.

U. M. gliedert den interessanten Stoff in mehrere Kapitel: Das Pflaster als Ursache des Strassenlärms. — Fuhrwerke, Zugtiere, Strassenbahnwagen u. s. w. als Ursache des Lärms. — Hochbahnen als Ursache von Strassenlärm. — Der Mensch als Ursache des Strassenlärms.

Der Verfasser des sehr sorgfältigen auf naturwissenschaftlichen Beobachtungen gegründeten Aufsatzes schliesst diesen interessanten Beitrag zur grossstädtischen Heimatkunde mit den wenig tröstlichen Worten: „So lästig der Strassenlärm einerseits werden kann, so gering sind andererseits die Mittel, seiner Herr zu werden. Der Wunsch, sich den unangenehmen Einflüssen der Geräusche nicht nur der Strasse, sondern auch der von den Mitbewohnern erzeugten (Musik, Kinderlärm u. s. w.) zu entziehen, hat zu der Erfindung von verschiedenen Geräten geführt, mit denen man sich die Ohren schliesst, um die Wirkung der Schallwellen auf das Trommelfell mehr oder weniger zu dämpfen.“

Verf. beschreibt nun das vom Hauptmann a. D. Plessner erfundene Antiphon, käuflich beim Optiker A. Schiller, Berlin, Luisenstrasse 31a. Das mag für das Zimmer angehen; auf der offenen Strasse möchte man niemand, wegen dringender persönlicher Gefährdung, den Gebrauch von dgl. schalldämpfenden Vorrichtungen anempfehlen. Es giebt eben nur einen Rat: härtet eure Nerven gegen den Grossstadtlärm bei Zeiten ab.

IX. Da die Statistik zu den Erfahrungswissenschaften zählt, so lege unter Abschnitt C ich das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin vor, 27. Jahrgang, enthaltend die Statistik der Jahre 1900 bis 1902, zum Teil auch 1903.

Der ausserordentlich reichhaltige Band von 703 Seiten erschien gleichzeitig als eine Gabe zur Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts, und hatte ich die Ehre, das Buch Namens des Magistrats der Stadt Berlin bei der Versammlung im Rathause am 22. September d. J. als Festschrift zu überreichen.

Aus diesem Anlass und bei der hohen Bedeutung, welche die Statistik für die Heimatkunde hat, sei es mir vergönnt, meine bezügliche Ansprache dem ungefähren Wortlaute nach, wie folgt, wiederzugeben.

„Namens des Magistrats der Kgl. Haupt- und Residenzstadt Berlin und im Auftrage des leider behinderten Herrn Oberbürgermeisters heisse

ich die illüsteren Mitglieder des Internationalen Statistischen Instituts mit ihren Damen sowie die sonstigen werten Gäste im Rathause herzlich willkommen.

Sie haben eine arbeitsvolle Woche begonnen, bereits heute Vormittag Plenarsitzung und am Nachmittag Abteilungssitzungen gehabt, um so mehr sind wir erfreut, dass nach des Tages Last und Hitze eine so stattliche Reihe bedeutender Männer der Wissenschaft sich heute mit den Vertretern unserer Bürgerschaft vereinigt.

Es ist in den letzten zwei Tagen so viel über die Wichtigkeit und die Bedeutung der Statistik im allgemeinen und im besonderen nach ihrer theoretischen und nach ihrer praktischen Seite vorgebracht worden, dass es schwer sein dürfte, dem etwas neues hinzuzufügen. Aber das darf ich von unserem kommunalen Standpunkt wohl sagen, dass wir die grosse Wichtigkeit Ihrer Wissenschaft für das Städtewesen stets anerkannt und uns frühzeitig bemüht haben, dieselbe in den Dienst unserer Verwaltung zu stellen. Obwohl der Preussische Staat längst ein vortrefflich geleitetes Statistisches Bureau besass, das sich auch mit Berolinensia eingehend befasste, so wurde doch auch unsererseits bereits 1862 probeweise und seit 1865 definitiv ein Statistisches Bureau der Stadt Berlin eingerichtet, welches seit 1882 den Namen Statistisches Amt der Stadt Berlin angenommen hat, woneben einer aus Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten zusammengesetzten Deputation für Statistik unter Vorsitz des Herrn Stadtrat Dr. Weigert die eigentliche Verwaltung obliegt.

Wissenschaftlich und praktisch ist unsere Städtische Statistik unermüdlich tätig gewesen, dafür legt u. a. der soeben ausgegebene 27. Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin, die Jahre 1899 bis 1902, teilweise sogar noch das laufende Jahr 1903 umfassend, Zeugnis ab.

Es freut uns, dass es dank den Bemühungen des Herrn Direktors Dr. Hirschberg, des Nachfolgers des hochverdienten Geheimrats Dr. Boeckh, gelungen ist, den sehr umfangreichen Band derartig rechtzeitig fertigzustellen, dass er dem Internationalen Statistischen Institut bei seiner hiesigen Zusammenkunft vorgelegt werden kann.

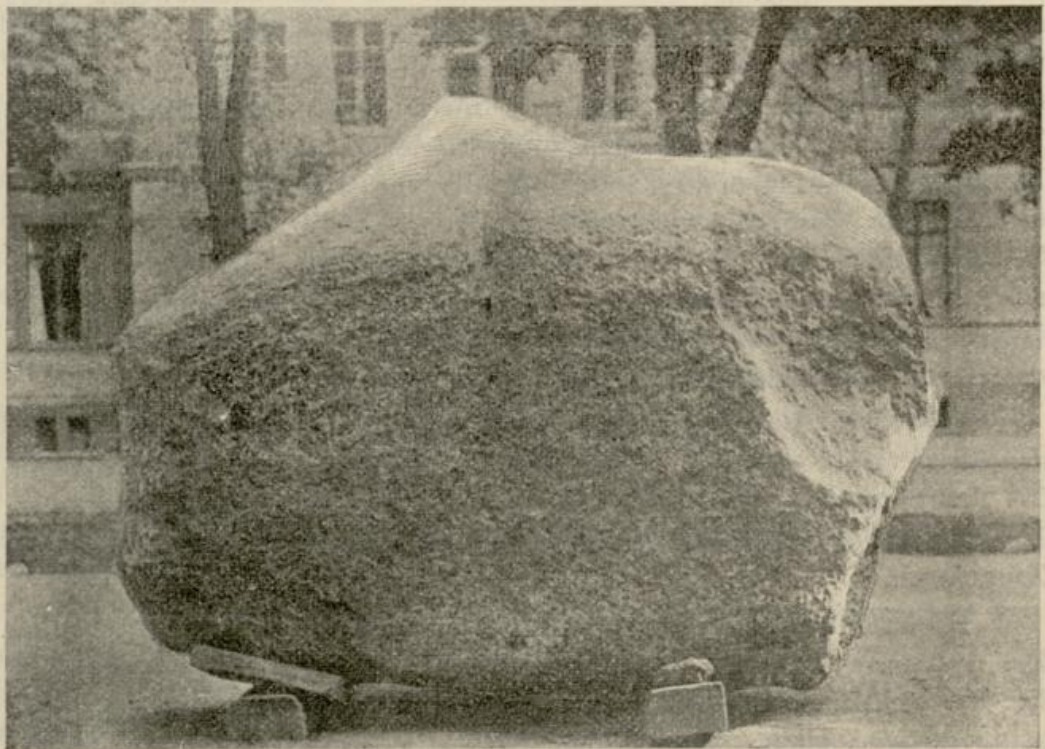
Freilich, meine Herren, das ist nur lokale Statistik, nicht internationale Statistik. Aber glauben Sie deshalb nicht, dass wir die Bedeutung und die grosse Wichtigkeit der internationalen Pflege der Statistik unterschätzen. In dem Ideenaustausch, der sich hieran von selbst anknüpft, in der Vergleichung der Werte, welche Sie objektiv und rechnerisch keinem zu Liebe, keinem zu Leide festzustellen bemüht sind auf den verschiedensten Gebieten des Menschen- und des Völkerlebens, erblicken wir ein wichtiges Hilfsmittel zur Förderung friedlicher

und freundlicher Wettarbeit unter den verschiedenen Kulturstaaten und Kulturnationen unseres Erdballs.

Und besonders in diesem Sinne begrüßen wir Sie als treue und gewissenhafte Mitarbeiter an einem grossen Kulturwerk und rufen Ihnen Glück auf zu Ihrer Arbeit zu.“

Der Verlauf der Versammlungen und Arbeiten des Internationalen Statistischen Instituts hat die auf das letztere gebauten Erwartungen vollauf befriedigt, auch für die Pflege der Heimatkunde sind schöne Ergebnisse gezeitigt worden.

X. Der Bismarck-Stein in Fürstenwalde a. d. Spree. Bei der berechtigten, sogar dringend nötigen Aufmerksamkeit, welche wir der Erhaltung der grossen Findlingsblöcke als beredter Zeugen der einstigen Vergletscherung unserer Heimat, allemal schenken, darf ich



Sie auf die zirkulierende Photographie aufmerksam machen, welche unser Mitglied Herr Chemiker Schenk zu Fürstenwalde von einem grossen rötlichen Granitblock aufgenommen, der, wie Sie ersehen, noch auf einem provisorischen Gestell ruht, um an Ort und Stelle geschafft, ein Denkmal für den Altreichskanzler abzugeben. Der Verschönerungs-Verein zu Fürstenwalde, Vorsitzender Herr Prof. Dr. Breitenbach, uns allen noch wohl in der Erinnerung als freundlicher Führer und Vortragender bei der Brandenburgia-Versammlung in der altehrwürdigen Spreestadt, hat mit Recht beschlossen, als Material eines Bismarck-

Denkmals einen jener Riesenblöcke, durch welche die Umgegend Fürstenwaldes in den naturgeschichtlichen Kreisen so bekannt geworden ist, zu verwenden.

Nach einer Mitteilung der Fürstenwalder Zeitung vom Oktober d. J. wird der Stein auf ein 1 m hohes Fundament gestellt und mit einem vom Bildhauer Künne gefertigten 1 m hohen bronzenen Medaillonbild, Brustbild des Fürsten, geschmückt. Das Medaillon kostet 750 Mk. Eine kleine Schmuckanlage herum wird auf Städtische Kosten hergestellt. Die grösste Höhe des Steins ist 2 m 25 cm, der grösste Umfang 7 m 90 cm.

Der geschenkte grosse Stein rührt, wie Herr Schenk berichtet, von den Petersdorfer Bergen aus dem Besitz des Ziegeleibesitzers Dinklage her. Der Transport geschah mit einem Aufwand von fast tausend Mark bis zum Eingang des Stadtparks gegenüber der Philharmonie im Juli d. J.; dort liegt der Block zur Zeit noch unverändert.

XI. Was ist Eich-Lung? Herr Professor Dr. K. Eckstein-Eberswalde stellt diese Frage für die Redaktion der deutschen Jäger-Zeitung. Dasselbe soll auf Zweigen der Eichen wachsen. Aus diesem Eichlung bereiteter Tee gilt als ein Mittel gegen Lungenleiden. Man könnte an die Mistel, *Viscum album* denken, die aber in unserer Gegend niemals auf Eichen gefunden wird oder an die der Mistel verwandte Riemenblume, *Loranthus europaeus*, die zwar auf Eichen als Schmarotzerpflanze vorkommt, auf unserm Gebiet aber fehlt.

Herr Professor Dr. Paul Ascherson, unser Ehren-Mitglied, bemerkt zunächst, dass die Volksschreibweise Eichen-Luch, Eichen-Lug falsch, dagegen richtig „Eichen-Lunge oder Eich-Lung“ seien. Bei Pritzel und Jessen, die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Hannover 1882, S. 505 steht im Register: Eichlung-*Sticta pulmonacea*. Im Text unter Lichen pulmonaceus fehlt auffallenderweise der Nebename. Die Artbezeichnung *pulmonacea* lässt deutlich erkennen, dass diese auf Eichen wachsende Flechte einen der vielen vom Volk angewandten Thees gegen Brust- und Lungenleiden liefert.

XII. Schutz den anmutigen Vögeln. Bisher sind die Bestrebungen der Vereine und Personen, die den Schutz der Vögel sich zum Ziele gesetzt haben, sehr häufig durch die Diktate der Mode und der Verbreiter der Mode zunichte gemacht worden, und alle Gesetze haben darin keinen Wandel schaffen können. Das praktische Amerika zeigt nun den Weg, wie man zu dem erstrebten Ziele gelangen kann. Auf Betreiben der Audubon-Gesellschaft, eines über ganz Nordamerika verbreiteten, nach dem berühmten Ornithologen genannten Vogelschutzvereines, hat der Verband der New Yorker Putzwarenhändler beschlossen, während der nächsten drei Jahre keine Möwen, Seeschwalben, Silbertaucher, Kolibris und Singvögel und deren Federn



einzuführen, zu kaufen, zu verarbeiten und zu verkaufen. Vom 1. Januar an sind auch Reiher und Reiherfedern auf den Index gesetzt worden. Dieses Verbot bezieht sich auf alle genannten Vögel ohne Rücksicht auf das Land, in dem sie getötet oder gefangen worden sind.

Der Berichterstatter aus Amerika fügt mit Recht hinzu, dass, wenn alle Putzhändler dem Beispiele ihrer New Yorker Geschäftsbrüder folgten, einer der wichtigsten Teile der Vogelschutzfrage gelöst werden würde.

Vom Standpunkt der Heimatpflege muss unsere vogelfreundliche Brandenburgia selbstverständlich auf dem gleichen Standpunkt stehen. Wenn man sieht, wie viele heimatliche Vögel, als Mandelkrähen, Pirole, Spechte, Häher, Möwen u. dgl. der Putzsucht geopfert werden, so wird man zugeben, dass namentlich unsere Frauenwelt etwas mehr für den Vogelschutz durch Abweisung des Putzes aus solchen Federn, deren Inhaber getötet wurden, tun sollte. Federn von Vögeln, die gezüchtet und nicht regelmässig getötet werden, als Schwäne, Zierfasanen, Pfauen und Strausse sind natürlich ausgenommen, ebenso Vögel, die als Haustiere der hergebrachten wirtschaftlichen Schlachtung unterliegen, als Truthühner, Perlhühner, Enten, Gänse, Tauben, ebenso die eigentlichen Jagdvögel, als Fasanen, Schnepfen, Auer- und Spielhahn u. s. w.

Zunächst möchte ich eins unserer Mitglieder, das unsere heimatliche Vogelwelt genau kennt — ich denke dabei an unser geehrtes Mitglied Hermann Schalow, einen ganz hervorragenden Ornithologen — bitten, uns einmal eine Liste der zu schonenden, hier in Betracht kommenden heimischen Vögel (Möwen u. s. w.) mit wissenschaftlichen und volkstümlichen Namen aufzustellen und daran Schutz- und Schonungsvorschläge zu knüpfen.

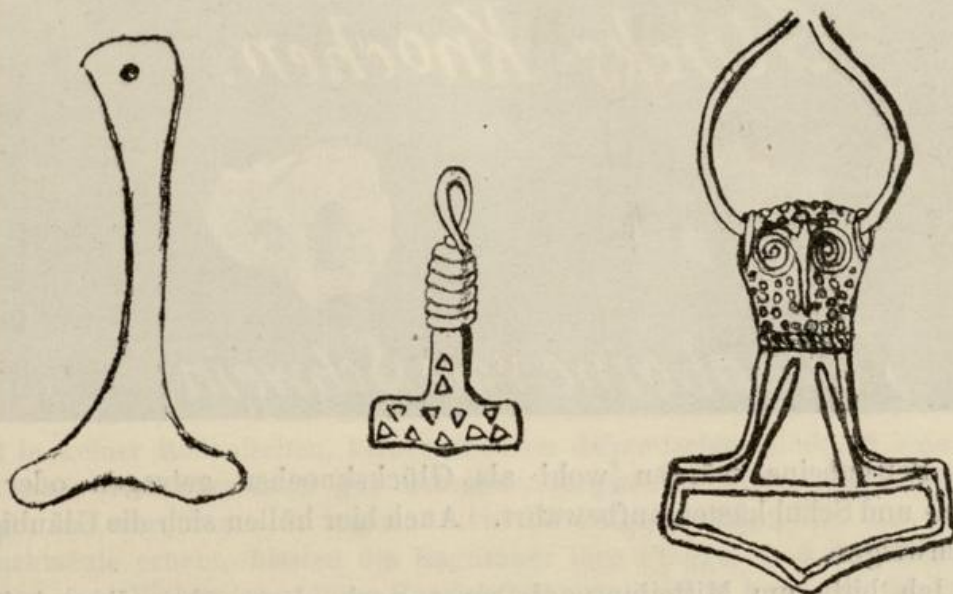
Usona (United States of North-America), das Land der nüchternen, praktischen Leute, die angeblich nur Geschäft und Geld kennen, geht der alten Welt hier mit leuchtendem Beispiel voran. Ist dies Verhalten der aufstrebenden Usona, des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, nicht beschämend für die Kulturvölker der Alten Welt?

XIII. Zum Kapitel des Knochen-Kultus oder Knochen-Aberglaubens lege ich Ihnen aus den Sammlungen des Märkischen Museums zwei neueste Eingänge vor.

a) 15 Stück Zungenbeine vom Hausschaf. Das Zungenbein vom Schaf (*Os hyoideum*) hat, wie Sie ersehen eine ansehnliche Grösse und ist wie ein grosses lateinisches T oder vom germanischen Volksglauben aus wie ein Donners- oder Tors-Hammer gestaltet. Zum Vergleich bilde ich ein Schaf-Zungenbein ab, einen silbernen Torshammer

aus dem mittleren Eisenalter Dänemarks (Worsaae: Nordiske Oldsager. Kopenh. 1859 S. 113, Fig. 469) und aus der schleswigschen Wikingerzeit (J. Mestorf: Die vorgeschichtlichen Altertümer Schleswig-Holsteins. Hamburg 1877. Taf. XV Nr. 9) ab.

Diese Zungenbeine stammen vom Berliner Städtischen Viehhof und werden von Abergläubischen mit dem Querbalken nach unten getragen, der obere Ast ist durchbohrt zum Hindurchziehen einer Schnur, die um den Hals gehängt wird. Wozu das Zungenbein alles dient, ist bei der bekannten Geheimhaltung abergläubischer Sitten schwer zu ermitteln, u. a. wahrscheinlich gegen Blitzschlag und Feuersgefahr. Der rühmlich bekannte Volkslorist Dr. Alfred C. Haddon in England (Cambridge, Inisfail, Hills Road) macht mich darauf aufmerksam, dass



dieser knöcherne Torshammer innerhalb der angelsächsischen Bewohner der Ostküste Englands, namentlich von Fischern und Schiffen, um den Hals an einer Schnur getragen wurde gegen Wassersnot, Ertrinken u. dgl.

b. Vier Stück zum Gehörapparat gehörige Knöchelchen von u. M. Herrn Professor Dr. Rawitsch freundlichst als Felsenbeine (*Os petrosum*) bestimmt. Sie rühren vom Hausschwein (*Sus scrofa domesticus*) her, ebenfalls vom hiesigen Schlachthof. Nach Mitteilung des in naturgeschichtlichen Dingen wohl erfahrenen Herrn Fleischbeschauers Schmelzpfennig werden diese Felsenbeine von Abergläubischen sehr begehrt und gut bezahlt. Sie sind schwieriger als die Schaf-Zungenbeine erhältlich, weil sie aus dem Schädel mühsam herausgemeißelt werden müssen und weil die Schlächter die Schweinsköpfe lieber unversehrt verkaufen.

Ich gebe eine Abbildung dieser Felsenbein-Knöchelchen, deren Rückseite (d. h. die nach dem Schädelinnern zu belegene Seite) mit einem Menschenkopf verglichen zu werden pflegt; für mich liegt grössere Ähnlichkeit mit einem Eulenkopf vor, Herr Schmelzpfennig meint,



diese Felsenbeine würden [wohl als Glücksknochen getragen oder in Laden- und Schubkästen aufbewahrt. Auch hier hüllen sich die Gläubigen in Schweigen.

Ich bitte um Mitteilung, ob sonst noch etwas über diese beiden Knochenaberglauben bekannt ist; namentlich wären mir literarische Nachweisungen sehr erwünscht.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XIV. a) Zur Roland-Forschung hat uns der erste der jetzt lebenden Roland-Forscher Herr Archivrat Dr. jur. Georg Sello in Oldenburg, auch sonst uns allen durch seine wertvollen Forschungen im Bericht mittelalterlicher Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg wohl bekannt, eine Abhandlung über brandenburgische Rolande übergeben, welche unser Redakteur Herr Dr. Zache demnächst in unseren Schriften veröffentlichen wird.

b) Beim Märkischen Provinzial-Museum, welches seit Anfang seines Bestehens im Archiv ein Roland-Faszikel angelegt hat, wird fortan eine Sammelstelle für die Roland-Forschung nach

den Vorschlägen des Herrn Sello und unter dessen dauernder Mitwirkung angelegt und bitte ich unsere Mitglieder und Freunde diese Centralstelle mit allen Ihnen vorkommenden Nachrichten über Rolande und Rolandsforschung zu versehen.

c) Die Roland-Figur wird immer mehr als Bildsäule volkstümlich. So sind mehrere der neuesten Bismarck-Säulen, z. B. die Hamburger, rolandartig aufgefasst. Ebenso das Kriegerdenkmal zu Tientsin in Nord-China für unsere im chinesischen Feldzuge gefallen oder gestorbenen Mannschaften, nach dem Entwurf von Professor von Uechtritz. Die rolandartige geharnischte Figur stützt sich links auf den Schild, rechts auf das mächtige Schwert.

d) Zu den versprengten Rolandsfiguren gehört auch der seltsam anmutende Roland zu Ragusa in Dalmatien, über den Emil Granichstaedten im Berl. Lok.-Anz. vom 1. August 1903 folgende Mitteilung macht.

Ehe ich von Ragusa Abschied nahm, wollte ich aber doch noch das Rätsel eines Denkmals enthüllen, das mir schon bei meiner ersten Wanderung durch die Stadt seltsam aufgefallen war und mich immer aufs neue zur Nachfrage reizte, wenn ich abends bei Mondschein und Bogenlichtbeleuchtung auf der Terrasse des Kaffeehauses am Domplatze sass und zu dem — Roland hinüberblickte, der, völlig gleich im Typus wie der Roland in der märkischen Stadt Brandenburg und in vielen anderen norddeutschen Städten, als Marktwahrzeichen steif und gerüstet, aber barhaupt, das Schwert in der Hand, vor einer Marktsäule auf der Piazza steht. Solcher Roland ist in keiner italienischen, keiner anderen dalmatischen Stadt zu sehen, der ist ganz besonders nach gut altbrandenburgischem Muster angefertigt und steht auf der Piazza in Ragusa! An der Flaggenstange, die sich aus der Marktsäule erhebt, hissten die Ragusaner ihre Flagge, und der Roland war ihnen das „Wahrzeichen ihrer Handelsfreiheit“. — Wie kam der Roland nach Ragusa? Da ich hier weder Zeit noch Gelegenheit hatte, in Bibliotheken zu forschen, so wendete ich mich an den gelehrten Geschichtspräsidenten der nautischen Schule in Ragusa, Professor G. Gelrich, der mir nun freilich mit einem Worte das Rätsel löste. Dieser Roland ist um das Jahr 1400 herum oder etliche Jahre später — das genaue Datum ist nicht festgestellt worden — von König Sigismund von Ungarn der Stadt Ragusa gestiftet worden. Dieser König von Ungarn war als solcher auch souveräner Schutzherr von Ragusa und empfing von der Stadt den jährlichen Tribut von 500 Dukaten. Dieser König von Ungarn war aber auch von 1411—1437 Deutscher Kaiser und war — wie in Berlin jedermann weiss — bevor er noch König von Ungarn und Deutscher Kaiser wurde, Markgraf von Brandenburg. Als solcher — nicht als König von Ungarn — kannte er aus seinen treuen brandenburgischen Städten das Wahrzeichen des Roland, und da er den Ragusanern ihre Handelsfreiheit bestätigte, stiftete er ihnen seinen ihm vom Stammlande her geläufigen Roland, den die Ragusaner noch heute in Ehren halten. — Das also war die reizvolle Lösung dieses Denkmalsrätsels, dass

ein Markgraf von Brandenburg einst als Souverän über Ragusa geboten hat und ihm — kein ungarisches — sondern ein deutsches Marktwahrzeichen gestiftet hatte. Viel mehr als ein Kuriosum bedeutete freilich der Roland nie, denn schon fünf Jahre nach Sigismunds Tode sandten die vorsichtigen Ragusaner einen Tribut von 1000 Dukaten an den siegreichen Sultan Murad II.

XV. Alt-Oldenburg. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte von Stadt und Land. Von Georg Sello. Mit 3 Vignetten, 2 Tafeln und 1 Stadtplan. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hof-Buchhandlung 207 + IV Seiten 8.

Der genannte Rolandforscher bringt uns unter diesem Titel eine Reihe bedeutsamer Mitteilungen zur Deutschen Klein-Geschichte, die um so dankenswerter sind, da es wohl keine deutsche Landschaft gibt, von der man so wenig erfährt, wie aus jenem stillen nordwestlichen Winkel. Dies ist um so schwerer verständlich, als das unklammernde Ostfriesland einen regeren literarischen Aussenverkehr pflegt. Kloster Rastede. — Der letzte Freiheitskampf der Friesen zwischen Weser und Jade. — Das Schloss zu Oldenburg. — Wildeshausen. Aus der Vergangenheit von Stadt, Stift und Burg. — Graf Anton Günthers grosser Lustgarten. — Die Oldenburger im Türkenkriege 1664. — Im Fluge durch den (oldenburgischen) Ammergau ins Jeverland. — Cornelis Floris in Friedland. — Die Burg zu Jever. Alles mit grosser archivalischer Genauigkeit und trotzdem frisch und anschaulich. Mögen diese ansprechenden Skizzen die Aufmerksamkeit der Nichtoldenburger auf unsere biederen Landsleute am Nordseestrand hinlenken. Land und Leute bieten Ansprechendes in Fülle.

XVI. Alexander Giertz: Bausteine zu einer Geschichte des Barnim sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf. Chronik nach den Quellen. III. Teil. Nachbarorte. 1903. In der Sitzung vom 23. September 1903 habe ich den II. Teil vorgelegt und wiederhole alles Rühmliche auch für diesen Schlussband des fleissigen Sammelwerks unseres verehrten Mitgliedes. Es folgt nun in Bälde der erste Band, die Zusammenfassung und Verarbeitung der Materialienbände II und III umfassend.

XVII. Über deutsche Denkmalpflege hat W. D. Caroë in der Architectural Association zu London ein herbes Urteil gefällt.

Caroë nimmt in England eine Mittelstellung zwischen den beiden Parteien ein, die dort in der Frage der Denkmalerhaltung sich gegenüberstehen. Daher wendete er sich gegen die Grundsätze der Society for the protection of ancient buildings, die jedes Berühren alter Bauwerke verbieten will, und suchte nach einem gangbaren Mittelweg, indem er namentlich den Zweck der einzelnen Bauten unterschied und in sehr verständiger Weise darauf hinwies, dass es eine andere Behandlung bedinge, wenn ein altes Bauwerk noch dem Zweck diene,

für den es errichtet ist, oder wenn es sich selbst Zweck geworden sei. Während er für Bauten der ersten Art weitgehende Umgestaltungen zulässt, fordert er, dass Ruinen als Ruinen erhalten werden sollen.

Caroë geht mit Frankreich, Spanien und Skandinavien scharf ins Gewicht. Einige wenige Beispiele seien erwähnt.

An der Kathedrale zu Angoulême findet sich kein alter Stein mehr, die zu Leon ist ganz umgebaut, Upsala ist ein neues Werk geworden, S. Front in Perigueux seiner Geschichte beraubt, Albi und Mont St. Michel restauriert und nun im Begriff, nochmals, angeblich richtiger, restauriert zu werden. Die französische Regierung scheint nicht zu wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen soll. Der wundervolle Kreuzgang von St. Gregorio in Valladolid ist durch Umbau zerstört, Wisby nach dem Geschmack eines talentvollen modernen Architekten umgestaltet, Trondjem und Stavanger neu überarbeitet, Federiksborg durch einen Bierbrauer restauriert, sodass es einer Bierstube (public bar) nicht unähnlich sieht.

„Und Deutschland!“ fährt Caroë fort. „Die Restaurierungen in Deutschland sind schrecklicher (more appalling), als Worte aussprechen können. Ich wüsste nicht, wo ich anfangen und wo ich enden sollte, wollte ich von ihnen reden.“

In England scheint man also nicht der Ansicht zu sein, dass bei uns gerade der rechte Augenblick — der vielleicht nie wiederkehrende Höhepunkt — der künstlerischen Restaurierungsarbeit eingekehrt sei. Als einer der Gründe, warum das Heidelberger Schloss restauriert werden müsse, wurde angegeben, dass wir jetzt bei einer Vollendung der Restaurierungskunst angelangt seien, wie sie wohl nie wieder erreicht werden könne. Man müsse Gott danken, dass er uns einen Mann wie Schäfer gegeben habe, der die prädestinierte Persönlichkeit innerhalb unserer begnadeten Zeit sei. Und nun das englische Urteil! Nun soll es lediglich „rücksichtslose Eitelkeit“ unserer Zeit sein, dass sie sich für befähigt halte, „im Geist aller früheren Jahrhunderte zu schaffen.“

Cornelius Gurlitt in Dresden, dessen Artikel „Ein englisches Urteil über deutsche Denkmalpflege“ (Berliner Tageblatt vom 11. Mai 1903) wir diese Anregungen entnehmen, schliesst mit den Worten:

„Mir aber, der ich über die Künste unserer Restauratoren — wenige, sehr wenige ausgenommen — schon seit Jahren meine Bedenken öffentlich aussprach, wird man es nicht verargen können, dass ich auf das fremde, zur Einkehr mahnende Urteil hinweise. Denn hat Caroë nicht Recht, wenn er sagt, dass die alten Bauwerke durch die Stilmäztchen der Restauratoren ihren geschichtlichen Charakter verlieren? Früher konnte man einem Bauwerke ansehen, ob es alt oder neu war.

Jetzt sieht eine neu stilvoll im Geiste des 13. Jahrhunderts erbaute einer ebenso stilvoll restaurierten, wirklich aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirche in einer Weise ähnlich, dass selbst der Fachmann getäuscht wird. Die Stilisten sind glücklich, wenn ihnen selbst ein solcher auf den Leim geht, wenn kein Mensch mehr zu erkennen vermag, ob der Bau 1903 oder 1203 entstand, wenn es ihnen gelang, die sieben Jahrhunderte aus der Geschichte des Baues fortzumogeln. Wir aber, die Blamierten, sollen die Leute bewundern, die es fertig brachten, uns künstlerisch übers Ohr zu hauen! In dieser Tätigkeit sollen wir die „echte“, die „wahre“ Kunst erkennen!“

Bei uns ist bekanntlich der Kampf, ob zu restaurieren oder nur zu erhalten und wie dies geschehen, hinsichtlich der Heidelberger Schlossruine am lebhaftesten entbrannt und stehen sich hier die Ansichten unter den Architekten und unter den Altertumsforschern noch heute unvermittelt gegenüber.

Ich meine, dass diese Fragen nicht prinzipiell zu entscheiden sind. Wenn ich eine Kirchenruine gut erhalten kann, indem ich sie in einen Museumsbau umwandle, warum soll ich das nicht tun? Soll ich lieber das mit Einsturz drohende Mauerwerk zusammenfallen lassen? Ja! hat mir ein Fanatiker gesagt. Ich aber antworte: Nein und tausendmal nein und bin bei diesem Nein sicher, die Empfindung der Volksseele hinter mir zu haben.

Diese Übereiferer verschweigen gern, dass tausende und aber-tausende Beispiele von Bauten (Kirchen, Rathäusern, Wehrbauten u. dgl.) existieren, welche bereits die Baukünstler des Mittelalters aus dem Römischen ins Romanische, aus dem Romanischen ins Gotische, aus dem Gotischen in die Renaissance oder ins Barock direkt umgebaut haben unter Anpassung an die neuen Stilformen und an die neuen Benutzungsbedürfnisse, dass unsere Altvorderen mitunter aber auch ebenso Ergänzungen im früheren Stil, also z. B. romanische Ergänzungen eines romanischen Bauwerks in gotischen oder Renaissance-Zeiten, wo das Bauwerk zu seiner Erhaltung es bedurfte, vorgenommen haben. Warum sollen wir bei besseren technischen Hilfsmitteln und bei umfassenderer Baustilkunde nicht ein Gleiches wagen?

XVIII. Unser Ausschussmitglied Herr Robert Mielke hat in der beifolgenden Nummer der „Weiten Welt“ vom 16. Oktober 1903 einen Aufsatz über deutsche und italienische Türklopfer (S. 262—266) veröffentlicht, den ich Ihrer Durchsicht empfehle. Die abgebildeten Exemplare aus Glockenguss oder Bronzeguss, teils dem Mittelalter, teils der Renaissance angehörig, sind Typen von hoher Vollendung.

XIX. Schloss Wiesenburg. Von Robert Mielke. Die Weite Welt vom 6. November 1903. 7 Abbildungen der unweit Belzig

belegenen alten Feste, welche wiederholt zerstört, dennoch Baureste aus der ältesten Zeit (den Bergfried) sowie aus dem 15. und 16. Jahrhundert im damaligen obersächsischen Renaissancestil bietet, wie der Verfasser sachverständig auseinandersetzt und an der Hand geschichtlicher Nachweise begründet.

XX. Russische Geschichtsdenkmäler im Brandenburgischen. Der Landesrat Schober zu Breslau II, Verfasser des 1902 im Verlage von Eduard Trewendt daselbst erschienenen Buches „Spuren und Denkmäler russischer Geschichte auf schlesischem Boden“ beabsichtigt seine Arbeit auch auf die Provinzen Pommern, Brandenburg und Sachsen auszudehnen.

Unter dieser Voraussetzung bittet er die Königlichen Kreisbehörden um die sehr gütige Unterstützung dieser Forschung durch Beantwortung nachstehender Fragen:

1. Finden sich im Kreise äusserlich wahrnehmbare Erinnerungen an russische Geschichte, die sich dort abgespielt hat? (z. B. Gedenksteine, Gedenktafeln, Denkmäler, Grabstätten und Kriegergräber aus dem siebenjährigen Kriege, aus den Jahren 1806/07 und 1813).

Zutreffenden Falles wird — gegen Erstattung der Kosten — erbeten:

- a) eine genaue Abschrift der Inschriften oder
  - b) eine Photographie des „Denkmals“ mit ablesbarer Inschrift.
2. Finden sich sonstige Geschichtsspuren vor, wie beispielsweise zu Wirschowitz Kreis Militsch (Schlesien), wo alljährlich noch eine Fundationspredigt zum Andenken an die Plünderung des Ortes durch die Russen im siebenjährigen Kriege (1759) gehalten wird?

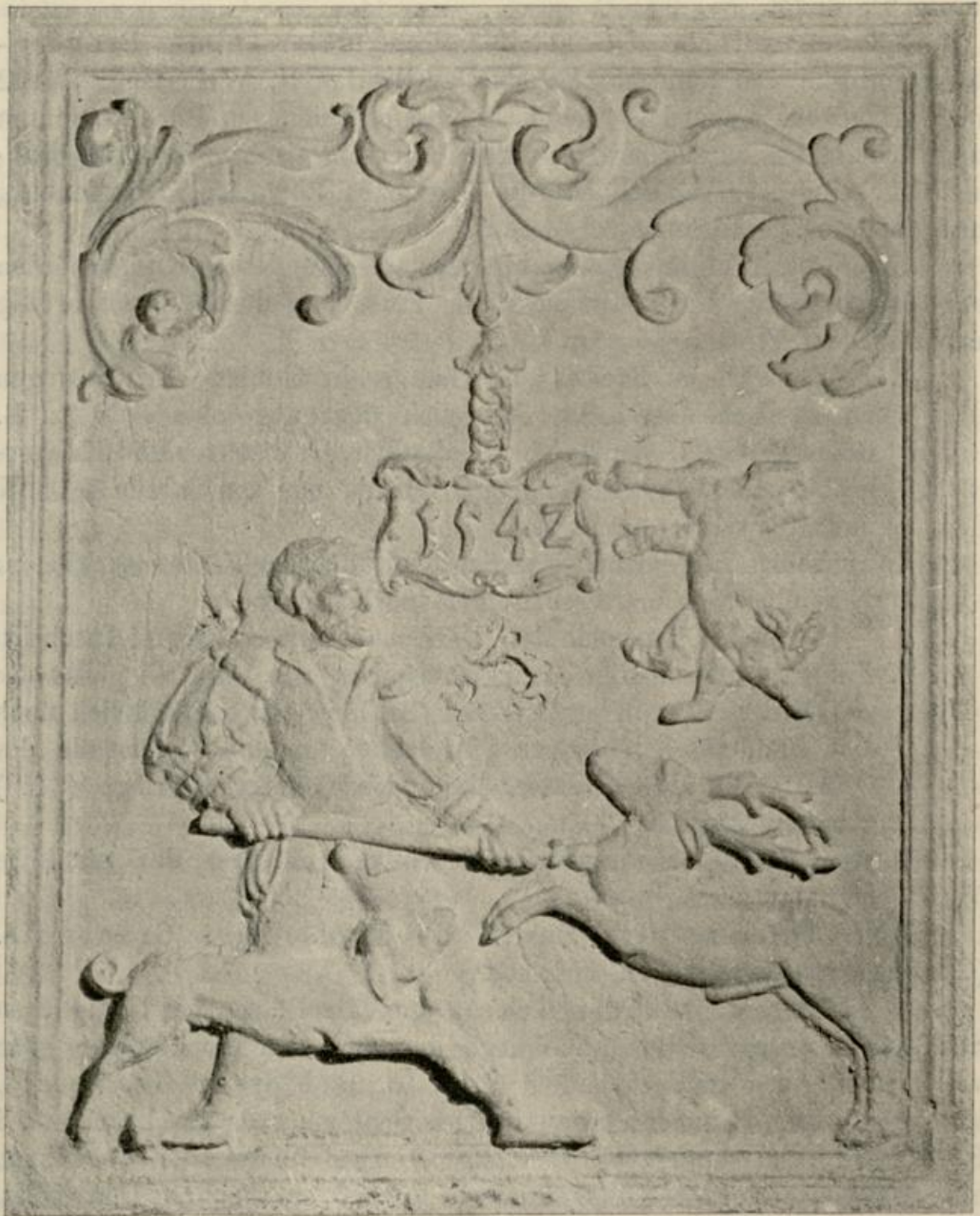
Unsere Mitglieder und Freunde wollen gefälligst das nützliche Vorhaben unterstützen.

XXI. Interessanter Fund aus Jagdschloss Grunewald. (Gusseiserne Kamin-Zierplatte.)

U. M. Herr Hofbaurat Kavel, dem die Pflege der Königlichen Schlösser ausserhalb Berlins obliegt, hat bei den noch nicht ganz vollendeten Aus- und Umbauten des Jagdschlusses Grunewald, welches unsere Brandenburgia am 14. September 1892 (Brandenb. I S. 110—116, 152 und 153) besichtigte, eine kunstvoll verzierte eiserne Kaminplatte, aufgefunden, die 73 cm hoch, 58 breit ist. Herr Kavel hat die grosse Güte gehabt, den heut ausgestellten Abguss anfertigen zu lassen, von dem umstehendes Cliché eine Vorstellung gewährt. Herr Kavel, leider verhindert, der Sitzung heut beizuwohnen, schreibt mir am 21. d. Mts. „Ich übersende als Dedikation für das Provinzial-Museum den Gips-Abguss einer gusseisernen Kaminplatte, die ich beim Ausbau vom Jagdschloss Grunewald gefunden habe. Sie



stellt voraussichtlich Kurfürst Joachim II. dar, beim Abfangen eines Hirsches. Interessant ist die deutliche Jahreszahl 1542, das schöne Renaissance-Ornament und die famose Ciselierung bzw. Modellierung der



Figur. Das Original wird im Jagdenschloss angebracht, ein Eisenabguss kommt in den neuen Kamin des dortigen Speisesaales, den ich in den Formen der Caspar Theiss-Architektur projiziert und ausgeführt habe.“

Zweifellos wird sich darüber mehr wie ein Streit entspinnen, ob der mit starkem Knebelbart, sonst aber anscheinend ohne Vollbart,

dargestellte sehr kräftige Jägersmann, der einem heranspringenden Hirsch den Jagdspieß in die Brust stösst, während unter ihm ein Jagdhund auf das waidwunde Tier hinzuläuft, wirklich Kurfürst Joachim II. ist. Ein geflügelter, mit einem wallenden Tuch ausgestatteter Genius (Putto) berührt die Tafel mit der Jahreszahl 1542, die in Wirklichkeit an einer vierringigen Kette hängt, welche ihrerseits wieder an der strengstilisierten Umrahmung der Platte befestigt ist. Ein Streit also ähnlich wie darüber, ob die Mittelfigur im Dreimännerrelief des Schlosses (Brdb. I. 114) der Fürst sei oder ob dieser überhaupt dort fehle. Jedenfalls ist es keine konventionelle Kamin- oder Ofenplatte, das verbietet schon die bestimmte, zum eigentlichen Texte des Bildes gehörige Jahreszahl 1542, vielmehr eine höchst persönliche vielleicht sogar auf ein bestimmtes Ereignis, mindestens auf die Hirschjagd im Grunewald im allgemeinen, abzielende Darstellung. Hiermit korrespondiert die Unterschrift unter dem Sandsteinrelief über der Eingangspforte des turmartigen Vorbaues: „Nach Christi Geburt 1542, unter Regierung des Kaisertums Carls V., hat der Durchlauchtigste Hochgeborene Fürst und Herr Joahim II., Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches Oberfeldhauptmann, dies Haus zu bauen angefangen, und den 7. März den ersten Stein gelegt und zum grünen Wald genannt.“ (a. a. O. S. 111.)

Herr Rektor Monke macht mich auf eine Mitteilung bei Bekmann, Hist. Beschr. der Chur und Mark Brandenburg Theil I Berlin 1751 aufmerksam, worin von einer ähnlichen Darstellung des Kurfürsten auf der Hirschjagd im Cöpenicker Schloss die Rede sei. Herr Otto Monke hat wohl S. 782 im Sinne, wo es heisst, nachdem die Sage von der Tötung des Heidereuters Bärens durch den Stumpfschwanz-Eber und von Bärenskirchhof bei Joachimstal in der Mark erzählt: „Diesem ist nicht ungleich, was der Hr. von Seidel in einem hinterlassenen Manuskript de prodigiis aufgezeichnet, dass Churfürst Joachim II. in der Heide bei Köpenick, oder wie Haftitius beim Jahr 1533 erzehlet, Joachim I. in der Heide bei Liebenwalde, mit einem wilden Keuler in gefahr gerahten, welchem, da er ihn fangen wollen, feuer aus dem Halse gefahren und den schaft vom fangeisen abgebrannt, der Churfürst aber dadurch ins blosse gestellet, iedoch von seinen Bedienten gerettet worden. — Von dieser begebenheit hat man vorgegeben, dass sie in einer tapete auf dem Schlosse zu Köpenik eingewürket und abgebildet stehe. Allein diese tapete stellet kein Schwein, sondern einen geflügelten im wasser stehenden Hirsch, und ohnweit auf dem Lande eine kniend betende Person vor, welches der Churfürst sein soll, der 1570 auf dem kopfe eines Hirsches etliche mahl ein crucifix soll wahrgenommen haben, und bald hernach gestorben sei. Der Hirsch soll nach der Zeit sich nicht wieder haben sehen lassen, wie Haftitius meldet. Da auch

Haftitius eines sehr grossen Hirsches gedenket bei dem Jahr 1570, welcher sich sonderlich bei Köpenik sehen lassen, und nicht habe können geschossen werden: so mag die Vorstellung in der Tapete darauf auch wohl gemeinet sein. Das ist aber vollens unerfindlich, wann die von Joh. Melanchthon von dem Markgr. Hugo in dessen vom Reineccio herausgegebenen Lebenslauf erzehlete Fabel, wie er auf einer Jagt sich verirret, und von der ihm erschienenen Jungfrau Maria bekehret worden, hierher in die Köpeniksche Heide, und gar auf die Tapete gebracht wird.“

Wo die fragliche Tapete geblieben, vermag ich nicht zu sagen; ist die Darstellung richtig, so handelt es sich um den im eigentlichen Sinne „geweihten“ (geflügelten) Hirsch und um die Waidmännische Heiligen-Legende, auf der Grunewaldschen Kaminplatte dagegen um eine Jagdszene. Allerdings könnte der geflügelte Putto dieses Reliefs auch auf einen Engel gedeutet werden. Der Hirsch ist nach Psalm 42,2 Sinnbild der heilsbegierigen Seele, häufig auch Wegweiser und Erretter Verirrter. St. Hubertus, Herzogssohn von Aquitanien, am Hofe Königs Pipin von Heristal lebend, wird häufig auf der Jagd vor dem Hirsch knieend dargestellt, während oben der den Waidmann bekehrende Engel erscheint. Ich bin dieser Meinung nicht, halte die Flügelfigur für eine Putto-Figur des Renaissancestils und den aktuellen Vorgang, das Abfangen des Hirsches, für alles andere als ein religiöses Motiv.

Woher stammt nun die zierliche gusseiserne Tafel und wo ist sie verfertigt worden? — Man pflegt die schön stilisierten gusseisernen Ofen- und Kaminplatten, welche im alten Berlin und Köln nicht selten gefunden worden sind, mit dem 1530 zu Basel geborenen Gelehrten und Kunstverständigen Leonhard Thurneisser in Verbindung zu bringen, und ich zitiere in dieser Beziehung W. Mila, Berlin (1829), S. 135: „Im Hofe des Lagerhauses, wenn man aus der Klosterstrasse nach der neuen Friedrichsstrasse gehet, führt ein Durchgang links aus dem ersten in den zweiten Hof. In diesem Durchgange befindet sich an der Wand rechts eine eiserne Platte eingemauert. Sie ist 4 Fuss hoch, 2 Fuss 5 Zoll breit. Die darauf befindlichen Bilder zerfallen in drei Teile. Auf dem obersten stehet der Name und Titel des Kurfürsten Johann Georg. Auf dem mittleren Teile ist das kurfürstliche Wappen. Zu beiden Seiten stehen Sinnbilder. Links der brandenburgische Szepter, rechts die Säule des Staates mit darauf befindlicher Kugel, dem Bilde der Vollkommenheit. Dabei die Jahreszahl 1577. Auf dem untersten grössten Abschnitte sind drei stehende menschliche Figuren. Die links, eine weibliche, hat zu den Füßen einen Ofenherd mit aufsteigendem Weihrauch. Darunter das Wort Spes. Daneben steht ein Genius mit Flügeln, in der Hand eine brennende Fackel der Liebe. Von der Unterschrift ist nur ri zu lesen, vermutlich Caritas. Rechts: Andreas, mit

dem grossen Kreuze des Glaubens vor der Brust. Vermutlich Fides. — Das Ganze scheint ein Weihgeschenk zu sein, ein Huldigungszeichen, wo Glaube, Liebe und Hoffnung dem Kurfürsten opfern. Das Jahr der Anfertigung, 1577, fällt in die Zeit, wo Thurneisser hier eine Eisen-giesserei nebst Schriftgiesserei und anderen Anlagen hatte. Es könnte also wohl sein, dass Thurneisser diese Platte, um dem Kurfürsten seinen Dank zu beweisen, habe giessen lassen. S. Dr. Bellermann, Das graue Kloster. 1824. S. 48–50.“

Thurneisser ist erst nach 1570 nach Berlin gekommen, im Jahre der grunewalder Kaminplatte war er 12 Jahre alt; wenn er hiernach keinesfalls Verfertiger derselben sein kann, so bleibt die Frage, ob dergleichen Platten 1542 schon in Brandenburg gefertigt wurden oder ob sie von ausserhalb kamen, vorderhand wohl noch eine offene. Ich hoffe darauf zurückkommen zu können, sobald ich das grosse Folio-Werk über die gusseisernen verzierten Kamin- und Ofenplatten veröffentliche, dessen Abbildungen ich in der Brandenburgia bereits vor längerer Zeit vorgelegt habe.

Vielleicht ist die Tafel auf Bestellung im Harz gegossen worden, wie ja auch die sandsteinernen Ornamentstücke des Jagdschlusses nach Zeichnungen bereits ausserhalb (in Pirna?) angefertigt sein mögen, sodass die hiesigen Steinmetze nur die Anpassung und Nacharbeitung zu besorgen hatten.

XXIa. Gusseiserne Kamin- und Ofen-Zierplatten. Soeben gehen mir unter heutigem Datum noch folgende interessante Mitteilungen unseres Mitgliedes Hofbaurat Kavel zu: „Die eiserne Originalplatte sass im alten Kamin (des Jagdschlusses Grunewald) ganz versteckt und kam erst ans Tageslicht, als der Kamin abgebrochen wurde. Sie ist jetzt im Treppenhause eingemauert und ein Abguss in Eisen in dem neuen Kamin angebracht. Letzterer ist in Sandstein hergestellt, auf seinem Dach ein Wappen des Kurfürsten in Relief dargestellt, das Herr Professor Döpler jun. nach einem alten Wappen entworfen hat, welches über dem Portal des Jagdschlusses Grunewald sich befindet. Prof. Döpler bezeichnete dieses alte Wappen als eines der schönsten Renaissance-Wappen in bezug auf heraldische Formen.

Ich hoffe in zirka 14 Tagen Ihnen zwei Photographien von Kaminplatten zu senden, die ich ebenfalls gefunden. Die eine fand ich unter einem alten Herd im Jagdschloss Letzlingen, sie stammt aus der Zeit des Grossen Kurfürsten und ist höchst originell.

Die zweite fand ich im Mauerwerk des Jagdschlusses Königs-Wusterhausen; sie trägt den Namenszug Friedrichs III., späteren ersten Königs, ist sehr reizvoll in der Zeichnung. Die Platte war an den Ecken durch Feuer stark mitgenommen; auf Befehl Sr. Majestät ist

sie im Flur vom Jagdschloss Wusterhausen vor dem Speisesaal eingemauert. Merkwürdigerweise fand ich eine tadellos erhaltene Schwester dieser Platte einige Wochen später im Mauerwerk des Schlosses Nieder-Schönhausen. Auch sie wurde als Pendant zur ersteren in Wusterhausen angebracht.“

Ich danke auch namens der Brandenburgia unserem für die Erhaltung der Brandenburgischen Denkmäler, soweit sie sich im königlichen Hausbesitz befinden, unermüdlich und, wie sie sehen, mit wohlverdientem Finderglück tätigen verehrten kunstsinnigen und altertumsfreundlichem Mitgliede wegen seiner Bemühungen recht herzlich.

XXII. Über Haus- und Hofmarken der Provinz Brandenburg. Seitdem Prof. Dr. C. G. Homeyer sein klassisches Werk „Die Haus- und Hofmarken“ mit 44 Tafeln 1877 veröffentlicht, welches in den §§ 33 und 34 die Lausitz\*) und die Mark Brandenburg einschliesslich der Altmark leider nur sehr kurz behandelt hat, wobei nur 2 Tafeln auf den Gegenstand entfallen, Tafel XXX A. Kreis Lebus, B. Westhavel-Land (Pewesin, Roskow, Wachow und Gohlitz), Tafel XXXI Die Tuchgildezeichen aus St. Gotthard zu Brandenburg a. H., ist nichts Zusammenhängendes über den nach vielen kulturgeschichtlichen Richtungen hin so bedeutsamen Stoff hinsichtlich der Provinz Brandenburg veröffentlicht worden.

Gerade deshalb lässt das Märkische Museum es sich angelegen sein, auf den Pflugschaftsfahrten alles, was an Haus- und Hof-Marken oder -Zeichen vorhanden, zu sammeln und das Gesammelte zunächst zu Nutz und Frommen der Brandenburgia zu veröffentlichen.

Worum es sich handelt, wollen Sie an drei Proben heute ersehen, die wir in letzter Zeit, hauptsächlich dank den Bemühungen des Herrn Rektor Otto Monke, zusammengebracht.

Homeyer führt aus der Mark, wie schon angedeutet, nur wenig an. Bei Jüterbog trügen die Schafe die jedem Hofe eigentümliche Marke (Pastor Roth). Mit der Separation seien sie auf dem Fläming verschwunden (Pastor Otte). S. 89.

Vom Havelland sagt er S. 88: „Nach Heffter 1853 hat jeder Hausbesitzer sein besonderes Zeichen an der Wohnung, mit dem auch das Geräth und das Vieh bezeichnet wird. Spezieller bemerkt 1854 der Pastor zu Garlitz, zwischen Rathenow und Nauen: In seiner Parochie haben alle Grundbesitzer Hofzeichen meist einfacher Form, z. B.  $\triangle$ , für Ackergeräth, namentlich für Pflug, Säcke, Bretter, vor der Separation auch für die Schafe, die Gehege, die Caveln in Holz und Bruch, und

Auf die eigentliche Nieder-Lausitz entfällt hierbei nichts, vgl. S. 86 bei Homeyer. — In der Brandenburgia XII. S. 172 und 173 sind die Hof- und Viehzeichen der Ackerleute zu Rogaesen, Kreis Jerichow I, dargestellt und beschrieben.

1858 der Pastor Copien zu Roskow, zwischen Brandenburg und Nauen: Hofzeichen finden sich auf allem Hofgeschirr, welches der Schmidt gefertigt. — Beide meinen, die Zeichen seien im ganzen Havellande, im Gegensatz des Domstifts Magdeburg, üblich. Der Cantor Maass am Dom zu Brandenburg bestätigte 1868 die fortdauernde Üblichkeit, namentlich für Deetz.“

Ich bemerke noch, dass in den drei Dörfern Wachow, Tremmen und Carow mir diese Erkennungsmittel als Hofzeichen bezeichnet wurden. Der Ausdruck Hofmarke ist von Homeyer mit folgender Bemerkung S. 2 gewählt und eingeführt worden: „Ein solches Zeichen nun, welches sich nicht des Bildes, sondern schlichter, einem jeden bereiter Mittel bedient, nenne ich Merkzeichen oder schlechtweg Marke. Dabei kann dieselbe Figur bald ein Bild, bald ein Sinnbild, bald eine Marke darstellen. Die Kreuzesgestalt ist die natürliche Nachbildung des Holzes, an dem der Heiland litt, sie ist das Sinnbild der christlichen Kirche; sie ist endlich eine blosser Marke, wenn diese Zusammenfügung einiger Striche, auch ohne alle Beziehung auf das Christentum, zum eigenen Zeichen einer Person genommen wurde.“

In der ganzen Provinz Brandenburg, wenigstens auf dem Lande, scheint der Ausdruck „Hofmarke“ niemals üblich gewesen; man sagte und sagt dafür, wie schon angedeutet, allgemein Hofzeichen.

#### Wachow, Kreis West-Havelland.

Ich gebe hier zwei Listen, zunächst die ältere, Homeyers Tafel XXX. H. bemerkt dazu S. 405 folgendes:

„1. Schulze Klessen, 2. Bauern Bathe, 3. Niete, 4. Behrendt, 5. G. Krause, 6. Wittwe Krause, 7. Görn, 8. Brüggemann, 9. Reinicke, 10. Wittwe Görn, 11. Stimming, 12. Vogler, 13. Sumpf, 14. Nätebusch, 15. Kietz, 16. Mahnkopf, 17. Böttcher. — No. 5 und 6 deuten auf Familienzeichen hin.“

Wir haben in Wachow mit Hülfe des Herrn Schmiedemeisters Wittstock nur noch elf Hofzeichen ermittelt, nach unserer Folge: 1. Bathe, 2. Karl Niete, 3. Klessen, 4. Krause, 5. W. Görn, 6. G. Görn, 7. Reinecke, 8. Fritz Niete, 9. Karl Mahnkopf, 10. Kietz, 11. H. Mahnkopf.

Das Zeichen 2 bei Homeyer ist versehentlich verkehrt; ebenso vermute ich, dass Zeichen 1 bei Homeyer ein versehentlich verkehrtes P ist.

Die Deutung der Hofzeichen in Wachow ist für No. 2 (neu 3) Weihnachts- oder Sparrenbaum. No. 3 (neu 2) Leiter. No. 5 und 6 Egge und Karst. No. 9 Winkeleisen, verwandelt sich bei 7 (neu) in die Wolfsangel, die wohl das eigentliche ältere Zeichen ist. No. 10 Rechen. No. 12 Brotschieber für den Backofen. No. 13 Schnitzeisen für die Hobelbank. No. 15 Spaten. No. 16 Bandhaken.

*Wachow (1870)*

*Wachow (1903)*

*Tremmen (1903)*

*Karow (1903)*

## Tremmen, Kreis West-Havelland.

Der sehr gefällige, wissenschaftliche Bestrebungen gern unterstützende Gemeinde-Vorsteher Herr Fr. Lindemann\*) hat die Güte gehabt, uns die Liste aufzustellen und lauten die derzeitigen Besitzer der Hofzeichen wie folgt. 1. August Lemke, 2. Georg Lindemann, 3. Karl Liepe, 4. Gustav Siedow, 5. Wilhelm Müller, 6. Karl Schulze, 7. Albert Reinicke, 8. Karl Maass, 9. Albert Kraatz, 10. Auguste Lehnhardt, 11. Emil Krause, 12. Wwe. Strackebrandt, 13. Friedrich Müller, 14. Friedrich Eggert, 15. Hermann Reinicke, 16. Friedrich Bardeleben, 17. Karl Sumpf, 18. Hermann Sumpf, 19. Friedrich Lehnhardt, 20. Gustav Eggert, 21. Friedrich Lindemann, 22. August Schulze, 23. Friedrich Schulze, 24. Gustav Kraatz, 25. Ernst Fritze, 26. Gustav Lehnhardt, 27. Emil Lange, 28. Otto Maass.

No. 2 und 3 Wolfsangeln. No. 6 Forkeneisen. No. 11 Scheere. No. 19 mit Abzweigungszeichen (wie bei den Familienmarken). No. 20 Fischer-Strahl (Wappen von Stralsund), No. 21 Bankeisen. — Vgl. auch No. XXVIII b und c dieses Sitzungsberichts.

## Karow, Kreis Niederbarnim.

Über den Kreis Nieder-Barnim (wie über den Ober-Barnim) schweigt sich Homeyer aus. Wer ahnt wohl, dass in Karow, in einem Vorort dicht vor Berlins Toren, die uralte Sitte der Hofzeichen noch Sitte ist. Bei einer Museums-Pflegschaftsfahrt am 3. Oktober 1903 mit Herrn Rektor O. Monke entdeckten wir diese Marken, wiederum beim Dorfschmied; dieser, Herr Achilles, hatte die Güte, uns die Liste aufzustellen: No. 1 L. Schulze, No. 2 Wilhelm Kerkow, No. 3 Lezius, No. 4 Keisdorf No. 5 Carl Kerkow, No. 6 Hermann Torge, No. 7 Huckwitz, No. 8 Schwartze, No. 9 Otto Torge, No. 10 Hübner, No. 11 August Springer, No. 12 Ludwig Torge, No. 13 Gericke, No. 14 Trose, No. 15 August Kerkow, No. 16 Bader. Es bedeutet No. 1 Rad, No. 4 Forkeneisen, No. 6 Bandhaken, No. 12 Stunden-glas, No. 13 Wolfsangel. Auch die Buchstaben als Hofzeichen hängen an der Scholle, daher stimmen sie oft mit dem Anfangsbuchstaben des jetzigen Besitzers nicht überein, so z. B. No. 5, No. 14, No. 15, No. 16. Hierbei ist zu bemerken, dass die Anwendung lateinischer Lapidarbuchstaben erst späterer, mehr schriftkundiger Zeit angehört, dies gilt besonders, wo Kursivschrift (No. 11) benutzt wird.

In den meisten märkischen Dorfschmieden befand sich in der Wand neben der Tür ein wagerechter Spalt, durch welchen die Ackerknechte, wenn sie am Abend vom Pflügen heimkehrten, die Pflugschar

\*) Herr Friedrich Lindemann verstattete dem Märkischen Museum am 18. d. Mts. eine erfolgreiche Ausgrabung am Fuss des Kossätenberges südlich Tremmen, Brandgräberfeld, an der Chausse mit Eisen- und Bronzesachen, etwa Früh-la-Tène.



in die Schmiede gleiten liessen, wo sie bis zum nächsten Morgen neu geschärft wurden. Am Hofzeichen erkannte jeder sein Eisen wieder. In einzelnen Dörfern wird jetzt in unserer Provinz noch also verfahren.

Herr Museumspfleger Rektor Otto Monke fügt noch folgendes hinzu:

„In Schönerlinde (Nieder-Barnim) sind die Hofzeichen zwar noch bekannt, aber nicht mehr gebräuchlich. Neben der Tür zur Schmiede befand sich früher in der Wand ein wagerechter Spalt, durch welchen die abends heimkehrenden Knechte die stumpf gewordenen Pflugschare steckten, die dann immer dicht neben dem Herde auf den Boden fielen. Waren sie dann geschärft, so wurden sie am Morgen von den Knechten abgeholt, und jeder erkannte an den auf den Pflugscharen angebrachten Hofzeichen sein Eigentum. Aussen ist der Spalt vermauert; von innen kann man das Loch in der Mauer jedoch noch bemerken. Der Schmiedegesell teilte mit, dass in seiner Heimat (Vorpommern, Ückerländer Gegend) die Hofmarken noch überall benutzt würden.

In Stolzenhagen (Ober-Barnim) sollen, wie mir ein aus diesem Dorf gebürtiger Lehrer vor Jahren erzählte, die Hofzeichen allgemein üblich gewesen sein. Man zeichnete nicht nur die Acker- und Hausgeräte damit, sondern schnitt sogar die Zeichen den Schafen in die Ohrmuschel, und kein Tier durfte geschlachtet werden, bevor das Hofzeichen festgestellt worden war. Damit niemand die Marke seines Hofes vergässe, schnitt der Dorfschulze sämtliche Zeichen in den sogenannten Hahnebalken seines Hauses; es konnte sich also jeder seine Marke vom Schulzen „holen“.

In Lietzow (West-Havelland) zeichnete man, als man noch in dem gemeinsamen Ofen („Backan“) backte, die Brote mit Strichen und Kreisen und stellte diese Kreise in der Weise her, dass man das untere Ende des hohlen Stieles der eisernen Brothacke, die sonst zum Auskratzen des Backtroges diente, in den Brotteig drückte. Auch „Stippen“, die man mit Gabeln oder anderen spitzen Geräten hervorbrachte, dienten als Brotzeichen. Dagegen sind mir Hofmarken als Abzeichen für hölzerne und eiserne Geräte dort nicht bekannt geworden; wahrscheinlich waren sie wenigstens nach 1860 nicht mehr im Gebrauch.

Kuchen, der im „Backan“ gebacken wurde, hatte auch sein Zeichen. Bevor man Zettel mit Namen darauf legte, stippte man die Kuchen. Es war auch sehr gebräuchlich, auf jeden Kuchen halbe Eierschalen in bestimmter Zahl zu legen. Die gemeinsam auf die Weide getriebenen Gänse wurden mit Teer und später mit Ölfarbe gezeichnet. Auch schnitt man Ringe in das Gefieder des Halses.

2  
Ein Stein auf der weissen Dorfstelle Alt-Liepnitz, am Kilometerstein 31,9 der Bernau-Wändlitzer Chaussee gelegen, trägt drei eingemeisselte Zeichen, die ich für Hofzeichen halte.“

XXIII. Ludolf Parisius-Bilder aus der Altmark. 2 Bde. Fol. 1883.

Dieses vorteilhaft bekannte, von Hermann Dietrichs schön illustrierte, im besten Sinne volkstümliche Werk über das Stammland unserer brandenburgischen Marken ist in den Besitz der hiesigen Firma Leuchtenberger & Stöckmann, Friedrichstr. 16, übergegangen, welche das Buch, das bisher 30 Mark kostete, unseren Mitgliedern für 7,50 Mark anbietet. Ganz neuerlich ist die Altmark mit ihrer reichen Vergangenheit und ihren interessanten Baudenkmalern wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt, nachdem die Rolandforschung mit ihren Vorbildern gerade von dort einen neuen Aufschwung genommen und nachdem unser Kaiser und König die teilweise Erneuerung der alten Kaiserburg zu Tangermünde angeordnet hat, woselbst er ja schon vor drei Jahren auf dem Burghof das von ihm gestiftete Denkmal Kaiser Karls IV, Replik des Monuments unserer Siegesallee, mit grosser Feierlichkeit enthüllte.

Das wertvolle, belehrende Werk kann allen Freunden der Heimatskunde nur auf das Wärmste empfohlen werden.

XXIV. Georg Haberland: Gross-Berlin, ein Beitrag zur Eingemeindungsfrage. Berlin, 1904 (39 S. 8). Verfasser, Mitglied der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, hat die auch vom Standpunkt der aktuellen Heimatsforschung nicht unwichtige Frage auf Grund des mit grossem Fleisse zusammengebrachten statistischen Materials objektiv beleuchtet. Er schliesst mit den Worten: „Wenn man je über die Zweckmässigkeit einer Eingemeindung geteilter Meinung sein konnte, so haben die Dinge im letzten Jahrzehnt eine derartige Entwicklung genommen, dass heute die Eingemeindung eine Lebensfrage für Berlin geworden ist. Nur eine Eingemeindung im allergrössten Umfange kann dauernd die Missstände beseitigen, welche diese Denkschrift klarzulegen suchte. Mögen die Schwierigkeiten noch so grosse sein, sie müssen überwunden werden im wohlverstandenen Interesse unserer Vaterstadt.“ Es sei hierzu in aller Kürze geschichtlich rekapituliert, dass die Regierung vor Jahren anfänglich zu einer Weichbildsvergrösserung Berlins im ausgedehntesten Maasse bereit war. Als Charlottenburg sich hiergegen sträubte und auch Berlin namentlich bezüglich des Nordens und Nordostens Vorbehalte machte, zog die Aufsichtsinstanz ihr Anerbieten zurück. Bei weiteren Bearbeitungen der Weichbildsausdehnung wurde der Widerstand der vermögenderen Gemeinden, als Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, immer grösser. Schöneberg erlangte Stadtrechte, selbst Rixdorf, das anfänglich der Einverleibung in Berlin geneigt war, hat sich als Stadt etabliert, andere dörfliche Vororte werden demnächst folgen.

Verwaltungsrechtlich stellen sich die Fragen eines Gross-Berlin so: soll man das Londoner oder Pariser System befolgen? In Paris sind die nächsten Vororte sans phrase einverleibt mit centralistischer Spitze

und lokalen Unterverwaltungen in Bürgermeistereien (Mairien). Decentralistisch ist London organisiert, das eigentliche London, die City, sehr klein, darum gelagert die schier endlose Reihe der Grafschaften (Counties) mit weitgehender Selbstverwaltung, während einzelne Teile, wie Armenpflege, Schulwesen gemeinschaftlich geordnet werden.

Mit Berlin, wo der beste Moment für die völlige Erweiterung im grossen Stile allerdings versäumt erscheint, sind verschiedene Vororte bereits eine Interessengemeinschaft eingegangen, die sich auf das Strassenbahnwesen, die Ent- und Bewässerung sowie die Beleuchtung und den Feuerschutz, desgl. andere Polizeifunktionen erstreckt. Wo die Berliner Bevölkerung zum Teil Arbeit in den Vororten sucht, besonders aber aus diesen eine grosse Menge dort Ansässiger ihre Arbeits- und Verdienststätte in Berlin haben, muss sich auch noch eine weitere Interessengemeinschaft herausbilden lassen, beispielsweise bezüglich der Schullasten und der Armenlasten. Leider schweben vorläufig bezüglich dieser wichtigen interkommunalen Gemeindeangelegenheiten Prozesse, welche vorortseitig gegen Berlin eingestellt sind. Es möchte nicht ausgeschlossen sein, dass Berlin selbst gegen gewisse Vororte in ähnlicher Weise früher oder später auf dauernd zu gewährende Entschädigungen klagt. Solcherlei Zustände sind im allseitigen Interesse bedauerlich und es wird, darin geben wir Herrn Direktor Haberland Recht, noch immer hier nicht zu spät sein, für Berlin sowohl als auch die Vororte befriedigende Verträge zu schliessen.

Auch die Zeit der Weichbilderweiterungen ist für Berlin noch keineswegs vorbei. Allgemein wird der erste Schritt hierzu begrüsst werden die bevorstehende Einverleibung des Gutsbesitzes Plötzensee (ausgenommen die als Enklave in Charlottenburg liegende Strafanstalt) mit grossen Bezirken der Jungfernheide, im ganzen ca. 177 Hektar.

Ich gehe noch weiter und würde wünschen, dass die gesamte Jungfernheide nördlich des Kanals sowie die angrenzenden Teile von Reinickendorf und Dalldorf in Berlin baldigst einverleibt würden. In wenigen Jahren ist im jetzigen Berlin Nord West die letzte Baustelle vergeben, namentlich auf dem sogen. Kolonialviertel zwischen der Müller-Strasse und der Jungfernheide. Es ist aber in hohen Maasse wünschenswert, besonders nach dieser nordwestlichen Richtung hin, dass Berlin noch auf viele Jahrzehnte seinen Einwohnerzuwachs unterbringen könne.

Jede Weichbildsausdehnung nach diesen Vororten hin ist ein Wechsel auf die Zukunft, den diese gern und voll einzulösen bereit sein wird. Dies ist vom Standpunkt aktueller Heimatskunde in aller Kürze ausgedrückt meine Empfindung gegenüber der verdienstlichen Schrift Georg Haberlands.

#### XXV. Das Wächterhorn von Wandlitz.

„Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen.“ —

Schiller (Wilhelm Tell).

Auf meine Bitte hat das Mitglied der Pflugschaft des Märkischen Museums, Herr Arthur Grunow, dem dasselbe, wie Ihnen bekannt, schon

manchen schönen Fund verdankt, das Wächterhorn aus unserem Vorort Wandlitz, Kreis Nieder-Barnim, mitgebracht, welches dort auf dem Kirchboden seit unvordenklicher Zeit unbeachtet gelegen hat. Herr Grunow lässt dahin gestellt, ob es als Gemeinde-Hirtenhorn gedient — das wäre anständig, denn bei 1,17 m Länge und 10,5 cm Durchmesser des Schallöffnungsrandes ist es des Stiers von Uri würdig\*) — oder ob es als Feuerhorn diente und vom Turm geblasen wurde — dann wäre es zu einer Titelblattvignette in der rühmlich bekannten heimatfreundlichen Zeitschrift „Der Thürmer“ wohl geeignet.

Ich schlage vor: es mag beiden Zwecken gedient haben: als Feuerhorn und als Viehhorn.

Alt, recht alt ist das Stück, aber genau wie alt, lässt sich nicht sagen, da in Wandlitz darüber keine Tradition mehr vorhanden ist.

Das Horn ähnelt in der Tat einem der mächtigen Elefantstosszähne, aus denen sowohl in Afrika wie in Indien gewaltige Blasehörner für Festzüge, Kriegs- und Tempeldienst angefertigt werden. Auch bei uns hatte man früher ansehnliche, elfenbeinerne Blasehörner, wenn auch nicht so gewaltige wie die aus Nigritien oder von den heiligen Flüssen Vorder- und Hinter-Indiens. Daher nannte und nennt man dergl. gewaltige Blasehörner Olifant, das ist im Grunde nichts anderes als Elefant. Am berühmtesten ist der Olifant des Paladins Karls des Grossen, des unsterblichen getreuen Rolands, auf dem er in der Sarazenen Schlacht bei Roncesvalles im Todeskampfe blies, um seinen Herrn zu Hilfe herbeizuholen, was bekanntlich der Sage nach — denn nur um eine solche handelt es sich — zu spät geschah. In der Grösse des Wandlitzer Hornes hat man sich diesen Olifant Rolands zu denken, nicht so klein wie das Hifthorn unseres neuesten Rolands vom Kemperplatz. Das Blashorn, frz. Olifant, engl. bugle-horn, lat. buccina, buccinatorium, cornu sufflatile, ist ein Zeichen des Oberbefehls oder der höheren Kriegssämter. Später werden die eigentlichen Olifants, gleich den Trinkhörnern, aus Ur- oder Wisent-Horn, auch als Reliquienbehälter benutzt. Zahlreich finden die Olifants sich noch in öffentlichen Sammlungen und Kirchenschätzen aus dem 10. bis 12. Jahrhundert. Zu den wertvollsten gehört das sogen. Jagdhorn Karls des Grossen, der Olifant im Münster zu Aachen, andere sind im Domschatz zu Prag, der Ambraser Sammlung in Wien, im Museum zu Gotha, zu Paris im Musée de Cluny u. s. f. Die grössten — ähnlich dem Wandlitzer — waren

\*) Meine Frau macht mich darauf aufmerksam, dass i J. 1882, als wir in dem neuvorpommerschen Städtchen Lassan an der Peene waren, frühmorgens die Kühe der Ackerbürger mit gewaltigem Getute aus einem grossen Horn zusammengeblasen wurden, um auf die Weide zu gehen. Dasselbe geschah in den meisten kleineren Ackerstädten, die eine gemeinsame Weideberechtigung in den benachbarten Forsten hatten.

Heerhörner, die kleineren Jagdhörner, von denen wieder die kleinsten Zinken hiessen, die etwas grösseren Hifthorn, richtiger Hiefhorn. Man unterschied noch Mittelhorn, Rüdnhorn und Flügelhorn, welches letzteres das grösste von den Jagdhörnern war.

Vor der Einführung der Kirchenglocken, die zuerst im 6. Jahrhundert bekannt geworden zu sein scheinen, mögen sie in manchem Lande zum Zusammenrufen der Christengemeinde gedient haben, gleich wie der Muezzin vom Minaret die Korangläubigen zusammenruft und der Rabbiner zum Neujahrsfest auf dem Widderhorn (Schofar) bläst.

Ein volkstümlicher Ausdruck für diese grossen Heer- und Volkshörner ist „Feuerkalb“, weil sie bei Feuersbrünsten am häufigsten benutzt wurden, wie noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Berlin.

Nach dieser Abschweifung mache ich auf die Zusammensetzung unseres märkischen Olifant aufmerksam. Das Wandlitzer Horn ist elefantenzahnähnlich leicht gekrümmt, aus Stäben von Fichtenholz zusammengesetzt, die von eisernen Ringen zusammengehalten sind. Das Mundstück ist von Messing. Durch zwei der eisernen Ringe läuft eine Schnur zum Aufhängen.

Herrn Arthur Grunow sage ich für diese schöne Bereicherung unseres Märkischen Museums allerbesten Dank.

Es sei mir noch vergönnt, zum Schluss mit den Worten Schillers im Tell an ein volksgewaltiges und nächst Rolands Olifant am meisten berühmtes Heerhorn zu erinnern.

#### 5. Aufzug, 1. Szene.

Ruodi.

Wo ist der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was soll ich?

Ruodi.

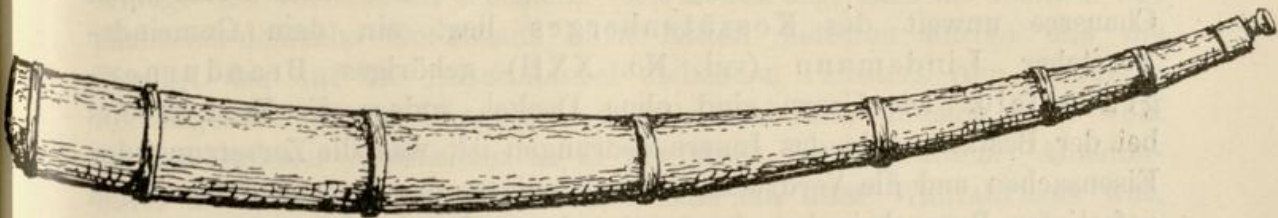
Steigt auf die Hochwacht, blast in euer Horn,  
Dass es weitschmetternd in die Berge schalle,  
Und, jedes Echo in den Felsenklüften  
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirgs  
Zusammenrufe!

(Stier von Uri geht.)

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen.)

Bei der nunmehr folgenden Besprechung beteiligten sich die Mitglieder und Gäste Monke, Dr. G. Albrecht, R. Mielke, A. Grunow, Frau Friedel u. a. Herr H. Mauer blies das Horn von Wandlitz mit Macht und vermochte ihm eine ansprechende Volksmelodie zu entlocken. Es wurde an ähnliche Hörner zum Teil aus Birkenrinde in Süddeutschland, Skandinavien und in der Schweiz erinnert. Herr Friedel entsann sich,

dergleichen Hörner aus Birkenrinde in der Ur-Schweiz und im Berner Oberland gesehen zu haben, dieselben waren aber geradlinig wie eine Trompete und konnten daher aufrecht stehen, was bei dem Wandlitzer Olifant nicht möglich ist.



XXVI. Rudolf Hertzogs Agenda ist in gewohnter Weise von u. M. Hern Ludwig Reuter eingesendet worden. Der Jahrgang 1904, um dessen künstlerische und literarische Ausstattung sich Herr Reuter besonders verdient gemacht hat, enthält einen Aufsatz „Berliner Winterfreuden“, der mit den Bildern unserer Theatergrößen, mit Berichten und Bildern betreffend den Wintersport und die Hoffeste reich geschmückt ist. Der folgende Artikel „Berliner Kunstschatze“ führt uns in Text und Bild viele Hauptstücke unserer Kunstmuseen vor.

#### E. Bilder und Photographien.

XXVII. 6 photographische Ansichtskarten von Treuenbrietzen (Marktplatz, Nikolaikirche und Partie am Judenkirchhof), sowie von der Umgegend (2 romantische Waldlandschaften in den Heerwegen und von Frohnsdorf) hat unser eifrig und glücklich photographierendes Mitglied Herr Dr. Reichhelm eingesendet.

XXVIII. Herr Ingenieur Paltzow, unser nicht minder tätiger Amateur-Photograph und treuer Mithelfer bei den Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums, hat bei diesen Gelegenheiten die beifolgenden schätzenswerten Aufnahmen geliefert.

a) von der Pflugschaftsfahrt vom 15. d. Mts. nach dem östlichsten Teil des Teltow-Kanals die Überbrückung bei Grünau nahe der Einmündung in die Wendische Spree oder Dahme,

b) von der Pflugschaftsfahrt am 18. d. Mts. nach Dorf Tremmen, West-Havelland, 2 Abbildungen der durch die sogen. Wendenkanzel berühmten Kirche, die mit ihren zwei stattlichen Türmen, die in bauchige Zwiebelspitzen auslaufen, fast süddeutsch anmutet. Vergl. No. XXII dieses Sitzungsberichts.

c) da diese Kirche als Wallfahrts- und Predigt-Kirche weit und breit im Havellande bekannt war, so befinden sich an ihrer backsteinernen Aussenmauer aus katholischer Zeit viele von den öfters in der Brandenburgia besprochenen Rund- und Längsmarken, die

eine Aufnahme des Herrn Paltzow deutlich erkennen lässt. Mehrere von den Längsrillen sind so lang, dass sie durch zwei Mauersteinschichten durchgehen, quer durch den Mörtel und zum Teil noch in die dritte Schicht einschneiden,

d) an der von Tremmen nach Süden d. h. nach Zachow führenden Chaussee unweit des Kossätenberges liegt ein dem Gemeindevorsteher Lindemann (vgl. No. XXII) gehöriges Brandurnengräberfeld. Die Urnen sind ohne Deckel, sodass die Erde bereits bei der Bestattung in das Innere gedrungen ist, was die Zersetzung der Eisensachen und die Verdrückung der wenigen aus dünnem Bronzeblech gefertigten Bronzebeigaben begünstigt hat. Von letzteren fanden sich unter den erhobenen Gefässen lediglich einige in der auf den 2 Photographien dargestellten Urnen vor, sehr zusammengedrückte feine Ohrringe aus ganz dünnem Blech.

Herrn Dr. Gustav Albrechts Pflugschaftsbericht in der Täglichen Rundschau vom 21. d. Mts. seien folgende Angaben entnommen.

Beim Bau der Chaussee von Tremmen nach Zachow wurden am Fusse des Kossätenberges vor einiger Zeit mehrere Urnen gefunden, die von der Bauverwaltung an das Landratsamt Rathenow abgeliefert wurden und dem Märkischen Museum überwiesen werden sollen. Auf Grund dieser Funde wurden nun auf dem der Chaussee benachbarten Acker des Schulzen Lindemann von der Pflugschaft Nachgrabungen veranstaltet, die zehn neue Grabstellen zutage förderten. Die Tongefässe standen etwa  $\frac{1}{2}$  bis 1 Meter voneinander entfernt in einer Reihe nebeneinander im blossen Sande, etwa 20 Zentimeter unter der Oberfläche, und waren mit Leichenbrand, in dem Eisensachen lagen, gefüllt. Die Grösse der Gefässe schwankte zwischen 10 und 30 Zentimetern, ebenso die Form, denn es fanden sich flache schüsselförmige Urnen, Becher und grosse Krüge mit zwei Henkeln. Die wenigen Verzierungen der Aussenseite sowie die Formen und die im Leichenbrand gefundenen Eisensachen lassen erkennen, dass die Grabstätten aus der La-Tène-Zeit, etwa aus dem 5.—4. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammen. Man fand ein eisernes Armband, eine zerbrochene Eisennadel, einen Gürtelhaken und eine 20 Zentimeter lange Stange aus Eisen, sowie einige verschlackte Gegenstände, deren Bedeutung sich nicht feststellen liess; auch die erstgenannten Sachen waren durch Rost und Verschlackung sehr verunstaltet. Die Fundsachen und die Urnen, von denen die meisten durch den Pflug oder durch Druck von Wagenrädern zerstört waren, wurden für die Sammlung des Museums erworben. — Nach der Ausgrabung kehrten die Teilnehmer des Ausfluges nach dem Dorfe Tremmen zurück, wo am Nachmittage die interessante Kirche, ein Backsteinbau aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, besichtigt wurde. An der Westseite des Langhauses stehen zwei quadratische Türme mit Zwiebelspitzen

und zwischen ihnen befindet sich ein pfeilartiger Vorbau, auf dem eine aus Ziegeln gemauerte Kanzel ruht. Diese Aussenkanzel, auch „Wendekanzel“ genannt, hat zu den verschiedensten Deutungen Veranlassung gegeben, ohne dass es bisher gelungen ist, etwas Bestimmtes über die Anlage des Vorbaus zu ermitteln. Die Erklärung, dass die Wenden das christlich-deutsche Gotteshaus nicht hätten betreten dürfen und die Predigt des auf der Aussenkanzel stehenden Priesters vom Kirchhofe her angehört hätten, klingt sehr unwahrscheinlich, da sich sonst wohl mehrere solcher Aussenkanzeln in der Mark finden würden. Annehmbarer ist die Erklärung, dass die Kirche ein alter Wallfahrtsort war, und dass den aus allen Teilen des Havellandes herbeigeeilten zahlreichen Pilgern von der Aussenkanzel eine heilige Reliquie gezeigt und der Segen gespendet wurde. Ferner soll in Tremmen der Bischof von Brandenburg, dem das Dorf gehörte, die Firmelung der Täuflinge des ganzen Sprengels vollzogen und von der Aussenkanzel seinen Segen erteilt haben. Hiermit dürfte es auch im Zusammenhang stehen, dass der westliche Teil des Kirchhofes das „Himmelreich“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die sich bis heute erhalten hat.

d) von der Pflugschaftsfahrt nach dem Werbellin-See am 8. d. Mts. eine Aufnahme der höchst zierlich und ansprechend im gotischen Stile neuerbauten Kirche des Dorfes Golzow, Kreis Angermünde, ferner eine Aufnahme von Mauerresten des Castellum Breden, welches wir neben der Curia Breden im Dorf Altenhof am Werbellin fanden d. h. die Burg Breden neben dem dazu gehörigen Hof (Altenhof) Breden, während der von uns am nämlichen Tage untersuchte Hausberg, auf dem Berghaus das Castellum Breden vermutet, keinerlei Mauerreste erkennen liess, woneben noch der gänzliche Wassermangel auf dem Hausberg verneinend ins Gewicht fällt.

XXIX. Zu XXVIII d füge ich 3 am 8. d. Mts. erworbene Ansichtskarten bei: 2 Karten, welche die romantische Lage des stillen Altenhofs mit dem Blick auf den Werbellin-See erkennen lassen. Am Ufer fanden sich vielfach charakteristisch ornamentierte wendische Scherben und Feuerstellen, welche auf eine slavische Besiedelung schliessen lassen, mit denen der Pfahlbau zusammenhängt, der in einer seichten Stelle des Sees vor dem Altenhof festgestellt ist. Desgleichen eine Ansicht der prächtigen Riesenrotbuche, neuerlich Kaiserbuche getauft, 1 Meter über dem Boden 5,5 Meter Umfang messend, unweit des genannten Sees.

XXX. Herr Kustos Buchholz (unter Vorlage altvervielfältigter Bildnisse Brandenburgischer Kurfürsten):

In den Sammlungen des Märkischen Museums sind natürlich auch ältere Druckwerke vorhanden, welche die Bilder sämtlicher Kurfürsten aus dem Hohenzollernhause enthalten, z. B. Cernitius, Bilder der zehn



Brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hohenzollernhause, gedruckt in Berlin 1628; ferner: Rentsch, Brandenburgischer Cedernhain, gedruckt 1682 in Baireut.

Es bleibt indes fraglich, ob die in solchen Werken enthaltenen Porträts immer von zuverlässiger Treue sind. Bezüglich der längst vor Herausgabe der betr. Werke verstorbenen Kurfürsten können sie es kaum sein, denn zu Lebzeiten der letzteren hergestellte gute Ölgemälde oder Zeichnungen haben nur in beschränkter Weise zur Verfügung gestanden, und wenn es der Fall war, wird es auch dem Kupferstecher an ausreichender Kunstfertigkeit gemangelt haben.

In der Tat ergibt schon der Vergleich der Porträts in jenen Werken, namentlich der zeitlich weiter zurückliegenden ersten fünf Kurfürsten, eine solche Verschiedenheit der Gesichtszüge, dass mindestens eins von ihnen nicht nach guten gleichzeitig gemalten Vorbildern gefertigt sein kann; die mehr schematischen Formen der Stiche aber lassen diesen Schluss auch wohl für beide Werke zu.

Wir müssen hiernach darauf verzichten, alle die so auf uns überkommenen Kupferstiche als wahre Porträts der ersten Kurfürsten anzusehen, können vielmehr nur diejenigen Stiche als treu oder wenigstens ähnlich anerkennen, die zu Lebzeiten der Fürsten von guten Künstlern hergestellt sind.

Auffällig bleibt es dabei, dass aus der Zeit, in welcher die Kunst des Holzschnitts und später des Kupferstichs durch Künstler, wie Beham, Schongauer, Dürer, Cranach u. a. zu hoher Blüte gelangte, also aus der 2. Hälfte 15. und 1. Hälfte 16. Jahrhunderts, gar keine durch Holz- oder Kupferdruck vervielfältigte Portraits Brandenburgischer Kurfürsten existieren, ja, dass wohl überhaupt keine Bilder in der Mark geschnitten oder gestochen wurden.

Erst vom 6. Hohenzollernschen Kurfürsten Joachim II, und zwar aus seinem letzten Lebensjahr, 1570, ist ein durch Kupferdruck hergestelltes Porträt bekannt, von dem ein verkleinerter Nachdruck vorgelegt wurde.

Dies Bild ist zugleich das älteste Zeugnis märkischer Kupferstecherkunst; es ist gefertigt von dem „Zeichner, Holzschneider und Kupferstecher Franz Friedrich“ in Frankfurt a. d. Oder, dessen Kunsttätigkeit sich an seinen anderen Werken bis in das Jahr 1583 verfolgen lässt.

Damals scheint auch Frankfurt a. d. O. alleiniger Sitz märkischer Kupferstecherkunst gewesen zu sein, denn weder aus Berlin noch aus einem andern märkischen Ort kennt man gleichzeitige Erzeugnisse dieser Kunst. In Frankfurt konnte allerdings durch die Bedürfnisse der Universitätslehrer auch Auftragsgelegenheit genug entstehen. So war auch z. B. Thurneisser von Berlin aus genötigt, zur Illustration seiner

verschiedenen Werke sich an Frankfurter Kupferstecher zu wenden. Ausser Friedrich werden in der Zeit von 1570—1600 noch genannt: Peter Hille, der zu der 1572 bei Eichhorn in Frankfurt a. d. Oder gedruckten „Augsburgischen Konfession“ die Bildnisse Joachims II und Johann Georgs in Holz geschnitten hat; ferner: George Scharfenberg u a.

Von diesen Frankfurter Künstlern existieren denn auch zwei Porträts des Kurfürsten Johann Georg und ein Porträt des Kurprinzen Joachim Friedrich, damals noch Administrator von Magdeburg, gestochen. Von Ende 16. Jahrhunderts an scheint die Kupferstecherkunst ein Vierteljahrhundert hindurch in der Mark ganz eingeschlafen zu sein, wenigstens besitzen wir aus dieser Zeit keine Bilder; dann aber,



Der Grosse Kurfürst als 8jähriger Knabe.

um 1625 arbeitet in Berlin ein nicht gerade vorzüglicher Stecher, Peter Rollos, von dem die Bilder der 10 Kurfürsten in dem oben gedachten Werk: Cernitius etc. herrühren.

In Bezug auf die Porträt-Ähnlichkeit dieser Rollosschen Bilder gelten die oben erwähnten Zweifel. Höchstens können die Porträts des damals regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm und seines Vorgängers Johann Siegismund als einigermassen zuverlässig bezeichnet werden.

Dass aber auch die von Rollos gleichzeitig nach dem Leben hergestellten Porträts mangelhaft sind, sieht man an dem von Cernitius in sein Werk mit aufgenommenen Bilde des damals 8jährigen Kurprinzen, späteren grossen Kurfürsten. Es ist wohl kaum möglich, dass der Knabe ein solches Gesicht hatte, wie es dort von Rollos gezeichnet ist.

Von Interesse dürfte es sein, dieses Bild (vergl. S. 437), wie einige andere datierte Porträts des Grossen Kurfürsten aus den Beständen des Märk. Museums in der Lebensalters-Folge hier zu reproducieren.



20-jähriger Kurfürst. 1640.



27-jähriger Kurfürst. 1647.

Es liegt zunächst noch ein 1640 gestochenes Bild des grossen Kurfürsten bei Antritt seiner Regierung vor, das einen guten, leider dem Namen nach nicht bekannten Zeichner verrät und ein treues Porträt zu sein scheint. (Vgl. Bild).

Datiert sind ferner:

Ein grösserer in Holland 1647 von de Wit gefertigter Stich: Der Kurfürst und seine junge Gemahlin zu Pferde, im Hintergrunde eine Treibjagd-Scene.

Ein ebenfalls in Holland 1647 von Martinus van Beusecum gestochenes Porträt (vergl. Bild 3).

Ein von Jacob Sandrart gezeichnetes, in Regensburg gestochenes Porträt von 1654.

Ein 1657 nach einem Gemälde von Anselm van Hulle gestochenes Porträt (vergl. Abb. 4). Dies ist zugleich der späteste datierte Kupferstich, der den Kurfürsten mit dem natürlichen langen Haar darstellt; auf den späteren erscheint der Kurfürst immer mit der grossen Perücke. Dagegen zeigt ihn die nachfolgende Medaille No. 6 noch im Jahre 1663 mit natürlichem Haar.

Ein nach dem Clerckschen Gemälde 1681 von S. Blesendorff gestochenes Porträt (5).

Die vielsenst, namentlich in seinem Todesjahr erschienenen Porträts will ich hier im einzelnen nicht anführen.

Den durch Kupferdruck hergestellten Kurfürsten-Porträts schliessen sich die auf Medaillen und Münzen an. Doch sind dies immer mehr oder weniger Miniatur-Bilder, deren Güte und Treue von der Kunstfertigkeit des Münzmeisters und Stempelschneiders abhängt. Von den Münzen kommen wesentlich die grösseren, die Thaler, in Betracht, mit deren Prägung aber in Brandenburg erst zur Zeit Joachims I begonnen wurde. Porträts dieser Art giebt es also von den ersten 4 Kurfürsten nicht, wohl aber von allen späteren; doch sind diese Thaler sehr selten und werden im Münzhandel sehr teuer — bis zum 300 fachen des Silberwerts — bezahlt, weshalb ich nicht in der Lage bin, einige Proben hier vorzulegen. (Von unseren Mitgliedern besitzen Herr Dr. Bahrfeldt, Herr Rentier Burkhardt, Herr Reg.-Rat v. Kühlewein u. a. mehrere solche Thaler).

Als besonders gut und treu in Bezug auf Porträt-Ähnlichkeit können die Herrscherbildnisse auf den gleichzeitig gegossenen oder geprägten Medaillen gelten.

Solcher Medaillen (Denkmünzen) mit Porträts sind von den 5 ersten Kurfürsten gar keine bekannt, von den nächsten 5 im ganzen 20, vom Grossen Kurfürsten aber 70. Da diese Denkmünzen sich immer auf

grössere Vorgänge und geschichtliche Ereignisse beziehen, so spricht die grosse Zahl der auf den Grossen Kurfürsten geprägten für die geschichtliche Bedeutung des Mannes. Allerdings sind gelegentlich



37 jähriger Kurfürst. 1657.



61 jähriger Kurfürst. 1681.



einzelner seiner Siege auch [öfter viel verschiedene Medaillen geprägt worden, z. B. auf Fehrbellin 11, auf die Eroberung von Stettin 7.]



Eine Auswahl von Medaillen mit dem Porträt des Grossen Kurfürsten bringe ich durch Abdruck aus Oelrich's Medaillen-Kabinett hier zur Ansicht (S. 440).

1. Der 19jährige Kurprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Vater 1639,
2. der 20jährige Kurfürst bei Antritt der Regierung 1640,
3. der 23jährige Kurfürst bei der Huldigung 1643,
4. der 26jährige Kurfürst bei der Vermählung 1646,
5. der 28jährige Kurfürst 1648,
6. der 43jährige Kurfürst, Erbhuldigung in Preussen 1663,
7. der 46jährige Kurfürst als Beistand Hollands gegen Münster 1666,  
(Diese schöne Medaille habe ich vor 6 Jahren vorgelegt und besprochen.  
Vergl. Brandenburgia, Bd. VI, S. 332),
8. der 48jährige Kurfürst, Vermählung mit Dorothea 1668,
9. der 57jährige Kurfürst mit Dorothea, Eroberung von Stettin 1677.
10. der 64jährige Kurfürst 1684.

XXXI. Fräulein Elisabeth Lemke: Die Mäuse am Denkmal der h. Gertrud. Der Vortrag wird im nächsten Heft erscheinen.

XXXII. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant zum Grossen Kurfürst, Potsdamerstr. 124.

## Kleine Mitteilungen.

Berlin als Attraktionszentrum nach dem statistischen Jahrbuch deutscher Städte. Jahrg. 1903. Breslau. Über die Intensität grossstädtischer Menschen-Anhäufungen hatte Prof. Dr. Hasse einen interessanten Aufsatz veröffentlicht, in welchem er für zehn Grossstädte zeigte, wie die Bevölkerung in Ringen von je einem Kilometer Abstand um den Verkehrs-Mittelpunkt der Stadt gelagert ist. Das genannte Jahrbuch hat diese dankbare Aufgabe noch erweitert, indem es für 27 deutsche Grossstädte die Einwohnerzahl und das Wachstum aller im Umkreise von 10 Kilometer vom Grossstadt-Mittelpunkt entfernt liegenden Gemeinden ermittelte und dadurch die Einwohnerzahl der „Agglomeration“ feststellte. Der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Mannheim, Stadtbaurat Dr. Schott, hat diese schwierige Arbeit in anziehender Weise durchgeführt. Er bemerkt, dass in seinen Zahlen verschiedene Nachbarstädte grosser Volkszentren mit enthalten sind, so Schöneberg, Rixdorf, Linden (bei Hannover) usw., andererseits sind drei Grossstädte (Charlottenburg, Altona und Barmen) in den Agglomerationsziffern grösserer Nachbarstädte (Berlin, Hamburg, Elberfeld) mit inbegriffen. Das Wachstum der ganzen Agglomeration (Stadt und Umgebung) ist für den Zeitraum von 1871 bis 1900 nachgewiesen; die Zunahme betrug nun das 1½- bis 2-fache bei den Städten Aachen und Strassburg (1,6), Königsberg und Posen (1,7), Danzig und Stuttgart (1,8) usw. Die verschieden starke Zunahme sei eine Resultante aus so vielen Kräften und Hemmungen, dass an eine Deutung im einzelnen nicht gedacht werden kann; ein Zufall ist es sicherlich nicht, dass, abgesehen von Aachen, die niedrigsten Ziffern vier Festungsstädte aufweisen, welche mit ihrer Umgebung durch militärische Beschränkung in ihrer Entwicklung gehemmt sind. Um das Doppelte vermehrten sich die Einwohner des Gebiets von Elberfeld, Braunschweig, Chemnitz, Stettin, Hamburg usw.; Köln (2,2)

und Frankfurt (2,4), um das  $2\frac{1}{2}$ -fache und darüber: Nürnberg, Dresden, Hannover, München und Düsseldorf (2,7), Leipzig, Mannheim und Berlin (2,8), Dortmund (2,9), Kiel (3,0) und Essen (3,4). Man ersieht hieraus, wie die Agglomeration um so stärker anwächst, je grösser ihr Zentrum ist, da mit dessen Zunahme sein Einfluss weiter und intensiver in die Agglomeration hinein sich erstreckt. So steht Berlin z. B. weit oben und nur Breslau macht, wohl infolge seiner ungünstigen wirtschaftspolitischen Lage, eine starke Ausnahme. Wo umgekehrt der grossstädtische Kern kleiner ist, die Zunahme der Agglomeration aber doch eine sehr grosse war, ist sofort eine besonders kräftige wirtschaftliche, vor allem industrielle Entwicklung zu vermuten (so in Essen, Kiel, Dortmund und Mannheim). Als einen „Wellenberg grossstädtischer Entwicklung“ bezeichnet Dr. Schott das Jahrzehnt 1890 bis 1900. Dr. Horn.

**Der Grundbesitz Berlins.** Wer annimmt, dass Berlin unter den deutschen Städten das grösste Weichbild habe, der irrt sich. Dieser Ruhm gebührt Köln, dessen Gesamtfläche am Jahreschlusse 1887 sich auf 1 110 865 Ar bezifferte, während Berlin nur 634 029 Ar aufzuweisen hatte. Ein grösseres Weichbild als Berlin hatten ausserdem noch Frankfurt a. M. (801 400), Strassburg i. E. (782 895), Hamburg (768 600) und München (684 794). Von der Gesamtfläche Berlins waren i. J. 1900 bebaut mit Häusern einschliesslich Scheunen und Hausgärten 265 384 Ar; öffentliche Park- und Gartenanlagen 183 663 Ar; Wasserfläche 18 915 Ar und die übrige Fläche von 166 067 Ar grössere Gärten und land- und forstwirtschaftliche Anlagen. Die mit Häusern bebaute Fläche (einschliesslich Hofräume und Gärten) betrug am Schlusse des Jahres 1897 42 Prozent der Gesamtfläche. Überflügelt wird es nur noch von Metz mit 49 Prozent. In Berlin hatten 6883 Grundstücke einen Garten. Von der Gesamtzahl kommt über die Hälfte (3510) auf ganz kleine Gärten bis zu 100 Quadratmeter. Nur 256 hatten über 2500 Quadratmeter, die eigentliche Normalgrösse eines Gartens. In Bezug auf die Dauer des Besitzes an Grundstücken ergiebt die Statistik, dass über 60 Prozent der bebauten Grundstücke noch nicht zehn Jahre in dem Besitz desselben Besitzers sind. Nach den hiesigen Verhältnissen erhöht sich die Schnelligkeit des Besitzwechsels mit der Grösse der Grundstücke beziehungsweise der Häufung der Wohnungen in denselben. Je weniger Wohnungen ein Grundstück enthält, desto weniger dient es als Handelsware.

**Die Wohnungs- und Bevölkerungs-Aufnahme in Gross-Berlin,** wie sie das statistische Amt der Stadt Berlin für den 1. Dezember 1900 aufgenommen hat, umfasst ausser der Reichshauptstadt noch 23 Nachbar-Gemeinden. Von besonderem Interesse ist bei dieser Zusammenstellung die Scheidung der Einwohner nach dem Geburts-Ort bzw. -Land, dem Religionsbekenntnisse, der beruflichen Tätigkeit usw. Man erfährt da z. B., dass von den zirka 2,48 Millionen Einwohnern (wovon rund 1,3 Millionen weiblichen Geschlechts sind), nur 2 Millionen im Deutschen Reiche geboren wurden, sodass also rund eine halbe Million Einwohner aus ausserdeutschen Staaten stammen, nämlich 22 484 aus Österreich-Ungarn, zirka 5000 aus Russland,



1177 aus Italien usw., ferner 562 aus Asien, 272 aus Afrika, 3383 aus Amerika und 126 aus Australien. Neun unserer Mitbürger sind überhaupt in keinem Lande, sondern — auf See geboren. Evangelische Christen zählt Gross-Berlin im ganzen 2 104 323, andere Protestanten 9552, Katholiken 245 430, Juden 108 044, Dissidenten 8142. Die Zahl der in Handel und Gewerbe selbsttätigen Einwohner beziffert sich auf 923 617, wobei das weibliche Geschlecht wieder bedeutend überwiegt; selbständig sind davon 74 540 männliche und 198 424 weibliche Personen. Dazu kommt noch das Heer derer, die freien Berufsarten angehören (mit rund 152 700). Unter den 47 267 Berufslosen befinden sich 23 170 Glückliche, die von ihrem Gelde leben können, 4625 davon sind Rentiers, viermal so viel Rentières. An reichs-angehörigen, aktiven Militärpersonen (einschliesslich der Militärbeamten usw.) besass Gross-Berlin über 32 300. Die Zahl der Blinden betrug 1251, die der Taubstummen 1660, fünf leiden an beiden Gebrechen zugleich.

#### Kinderreime des Havellandes.

247.  
Suse, pothinniken, suse,  
Wo woahnt dann Peter Kruse?  
In de Peterzilligenstroate,  
Wo de wackeren Mäkens goahn,  
Doa woahnt Peter Kruse  
Met sihn Sack vull Luse.

Bäh, schreit der Buck,  
Wi lött et mi so schmuck,  
Nu mütt ick mihn Pelz verliern  
Un mütt in den Winter friern.  
Bäh, schreit der Buck,  
Wie lött et mi so schmuck.

Hottepäreken, führe na de Stadt,  
Brenge doch unse kleine Kinneken watt!  
Wat sall ick ör denn brengen?  
Zucker, Rosin un Semmeln;  
Zucker, Rosin un Mandelkern,  
Dät ett unse kleine Kinneken gern.

Ringel, ringel, Rosenkranz,  
Kättchen satt in de Wiehe (= Wiege),  
Spunn gäle [auch: Gold und] Siehe (= Seide),  
Kleine Nöte, grote Nöte,  
Schulten öre dicke Klöte  
Satt in'n Boom un fratt de Nöte;  
Ick segge, se sall mi ook wat gän,  
Wolle mi Stock un Stender gän,  
Kückerükükü.

Wilhelm Kotzde.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.